

## KONVERGENZ UND DIVERGENZ DER KULTUREN IN DEN RANDZONEN DER STÄDTE



Beiträge der Sektion 3.7  
Internationale Konferenz „Das Verbindende der Kulturen“

Veranstaltung des INST vom 7. bis 9. November 2003, Wien

Herausgeber  
Axel Borsdorf  
Vera Mayer

Schriftenreihe  
WOHNWESEN UMLAND WIEN  
Band 2

Veröffentlichung aus dem Projekt „Wohnwesen im Umland von Wien“ am  
Institut für Stadt- und Regionalforschung  
Österreichische Akademie der Wissenschaften

Axel Borsdorf und Vera Mayer (Hg.)

**KONVERGENZ UND DIVERGENZ DER  
KULTUREN IN DEN RANDZONEN DER STÄDTE**

**Beiträge der Sektion 3.7  
Internationale Konferenz „Das Verbindende der Kulturen“**

Veranstaltung des INST vom 7. bis 9. November 2003, Wien

---

Schriftenreihe WOHNWESEN UMLAND WIEN  
Herausgegeben von Vera Mayer

---

Band 2

Redaktion: Vera Mayer

Die Arbeit unterliegt ausschließlich der Verantwortung des Herausgebers  
und wurde der phil.-hist. Klasse nicht vorgelegt.

gefördert vom Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung F2-A, B  
Wohnungsförderung/Wohnbauforschung und  
vom Magistrat der Stadt Wien, MA7

Bei allen personenbezogenen Bezeichnungen gilt die gewählte Form für beide Geschlechter.  
Dies stellt keine geschlechtsspezifische Diskriminierung dar.

Titelabbildung: „Blick vom Perchtoldsdorfer Kirchturm Richtung Wien“  
© Harald Kapeller

Österreichische Akademie der Wissenschaften  
Institut für Stadt- und Regionalforschung  
Postgasse 7, 1010 Wien  
Telefon + 43 (1) 51 581 – 3528  
[www.oeaw.ac.at/isr/wien\\_umland](http://www.oeaw.ac.at/isr/wien_umland)

Zuzana Beňušková  
Axel Borsdorf  
Christoph Gollner  
Elisabeth Irschik  
Vera Mayer  
Kurt Raunjak  
Walter Rohn  
Hermann Steininger  
Walter Trübswasser  
Hannes Wimmer





**Impressum:**

**Herausgeber:**

o. Univ.-Prof. Dr. Axel Borsdorf und Mag. Dr. Vera Mayer  
Österreichische Akademie der Wissenschaften

**Redaktion:**

Mag. Dr. Vera Mayer

**Projektbetreuung:**

w. Hofrat Dipl.-Ing. Franz Schörghuber  
Amt der NÖ Landesregierung

**Gestaltung:**

Dipl.-Ing. Hannes Huemer

**Lektorat:**

MMag. DDr. Josef Kohlbacher

## VORWORT

Der Großraum Wien war in den vergangenen Jahrzehnten durch einen bedeutenden Strukturwandel im Stadt-Land-Verbund gekennzeichnet. Durch die Wohnsuburbanisierung und die Ansiedlung von hochrangigen Gewerbe- und Dienstleistungsunternehmen sowie eine qualitative und quantitative Verbesserung der Versorgung (periphere Einkaufszentren und Fachmarkttagglomerationen) im Umland haben die Kernstädte ihre dominante Stellung teilweise verloren. Die traditionelle Kern-Rand-Struktur der Stadt, wie sie seit dem Mittelalter bestand und sich noch in den Verkehrsliniennetzen des öffentlichen Personennahverkehrs spiegelt, ist vielerorts in Veränderung begriffen. Es entstehen neue Raumsysteme, die mit Kern-Rand-Modellen nur noch unvollständig abgebildet werden können. Längst sind die städtischen Randzonen nicht mehr als „suburban“ zu bezeichnen. Sie sind keine Ergänzungsgebiete der Innenstädte in enger funktionaler Verflechtung mit diesen. Noch existiert kein allgemein anerkanntes, konsistentes theoretisches Gerüst für die Erfassung der Entwicklungen in den städtischen Randzonen. Für die neue Qualität der Randzonen sind u.a. Begriffe wie „Zwischenstadt“ oder „Postsuburbia“ gefunden worden, die aber sämtlich semantisch noch nicht wirklich befriedigen können.

Das Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“ setzt sich umfassend mit der Problematik der Bau- und Wohnkultur in den Randzonen von Wien auseinander. In der Annahme, dass die räumlichen, baulichen und sozialen Entwicklungen in den Randzonen der Städte, so auch die Wohnbaukultur, als kulturelle Ausdrucksformen bzw. als kulturelle Phänomene zu bewerten sind und angesichts der Forschungsdefizite in diesem Bereich wurde die vom Institut zur Erforschung und Förderung österreichischer und internationaler Literaturprozesse organisierte internationale Konferenz „Das Verbindende der Kulturen“ (abgehalten im November 2003 in Wien) als Anlass genommen, sich mit den kulturellen Erscheinungsformen in den Randzonen von Wien auseinanderzusetzen. Zu den Randzonen gehören dabei im Großraum Wien die äußeren Stadterweiterungsgebiete der Stadt Wien und das Umland – die suburbanen Zonen sowie die sich im Umland befindlichen kleineren urbanen Zentren.

Im Rahmen der oben genannten Konferenz wurde eine Sektion mit dem Thema „Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte“ organisiert. Die zentrale Frage lautete: Wie steht es um die Kultur in den Randgebieten? Haben die heute funktional viel selbständigeren Randzonen neben ihren ökonomischen Qualitäten auch kulturelle entwickeln können? Welche Elemente der räumlichen, sozialen, kulturellen, politischen oder ökonomischen Realität der Randzonen sind identitätsstiftend und sinngebend für die Bewohner? Welche Veränderungen hat die traditionelle Kultur erfahren? Wie werden regionale Identitäten, Entwurzelungsphänomene sowie die Wohn- und Lebensqualität durch die neuen Entwicklungen beeinflusst?

Der ganze Facettenreichtum der Fragestellung eröffnet sich bei der Betrachtung der Beiträge: Nach einleitenden Worten zum Thema „Kulturen in den Randzonen der Städte“ (Axel Borsdorf und Vera Mayer) und nach einer geistig-kulturellen Annäherung an die „Suburbia“ und „Postsuburbia“ (Axel Borsdorf) wird das Verhältnis zwischen neuen Wohnbauvorhaben und alten Instrumenten am Wiener Stadtrand dargestellt (Christoph Gollner und Hannes Wimmer). In zwei weiteren Referaten werden zunächst die neuen Kultureinrichtungen an der Wiener Peripherie (Walter Rohn) und im Gegensatz dazu der

Wandel eines traditionellen Brauchtums in der Umlandgemeinde Perchtoldsdorf (Walter Trübswasser) analysiert. Darüber hinaus stehen die kulturellen Aspekte des Wertewandels im Umland von Wien und in Bratislava im Vordergrund. Hier wird zunächst die Problematik der Beheimatung im Umland von Wien (Hermann Steininger) und in weiterer Folge die Entstehung von neuen Identitäten am Beispiel von drei Vororten Bratislavas (Zuzana Beňušková) erörtert.

Die letzten drei Beiträge geben Einblick in das derzeit am Institut für Stadt- und Regionalforschung durchgeführte Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“, wobei alte und neue Wohnbaukultur im Wiener Umland (Vera Mayer), innovative Steuerungsinstrumente am Beispiel der Gemeinde Brunn am Gebirge (Elisabeth Irschik) und die Diskussionskultur bei diversen Bauvorhaben im Umland von Wien (Kurt Raunjak) thematisiert werden.

Obwohl die Konferenz in Bezug auf die Frage nach Konvergenzen und Divergenzen in den städtischen Randzonen nicht alle damit zusammenhängenden Probleme ansprechen oder gar lösen konnte, sind diese Beiträge als ein wichtiger Impuls zur weiteren Auseinandersetzung mit diesem Phänomen zu verstehen.

Für die Präsentation von Teilergebnissen aus dem Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“ wurde eine eigene Schriftenreihe („WOHNWESEN UMLAND WIEN“) ins Leben gerufen. Die Referate der Konferenz „Das Verbindende der Kulturen“ werden hiermit als zweiter Band dieser Reihe vorgestellt. Zu den weiteren Themen dieser Schriftenreihe gehören die Ortsentwicklungskonzepte als Instrument der örtlichen Planung und die Fragen der Wohn- und Lebensqualität im Wiener Umland aus der Sicht diverser Bürgerinitiativen und Bevölkerungsgruppen.

Unser Dank gebührt allen Referenten und dem Veranstalter dieser Konferenz, Herrn Dr. Herbert Arlt, für seine Unterstützung. Besonders bedanken wollen wir uns beim NÖ Wohnbauforschungsbeirat für die Beauftragung mit dem Thema „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“ und bei Frau Landeshauptmann-Stellvertreter Liese Prokop, Amt der NÖ Landesregierung, F2-A,B Wohnungsförderung/Wohnbauforschung für die Bereitstellung von Fördermitteln sowie bei Herrn o. Univ.-Prof. Dr. Christian Ehalt, Magistrat der Stadt Wien, MA 7, für die Projektförderung. Weiters möchten wir Herrn Hofrat DI Schörghuber, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, für die Projektbegleitung Dank abstatten. Ein herzliches Dankeschön sind wir weiters Josef Kohlbacher für das Lektorat, Elisabeth Irschik für die Mitarbeit an der Redaktion und Johannes Huemer für die graphische Gestaltung dieser Veröffentlichung schuldig.

Axel Borsdorf und Vera Mayer

Wien, im September 2004

## Inhaltsverzeichnis

<b>Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte – Eine notwendige Einleitung</b> <i>Axel Borsdorf, Vera Mayer</i> .....	7
<b>Wenn Städte „geformter Geist“ sind, wofür steht dann Postsuburbia? – Spurenlesen im ruralen Raum</b> <i>Axel Borsdorf</i> .....	17
<b>Zwischen Kern und Peripherie – „Neue Urbane Zentren“ als Herausforderung für Stadtplanung und Stadtforschung</b> <i>Christoph Gollner, Hannes Wimmer</i> .....	27
<b>Aktuelle Tendenzen der Dezentralisierung von Kultureinrichtungen in Wien und Paris</b> <i>Walter Rohn</i> .....	37
<b>Zwischen Zentrum und Peripherie – Anmerkung zum Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug</b> <i>Walter Trübswasser</i> .....	47
<b>Kultur Rand Städte – Neue Menschen im „alten“ Dorf: Zur Zuwanderung und Enkulturation im ländlichen Raum</b> <i>Hermann Steininger</i> .....	53
<b>Soziokulturelle Determination der Randzonen von Bratislava – Realität oder Image?</b> <i>Zuzana Beňušková</i> .....	59
<b>Der Wandel der Wohnbaukultur im Umland von Wien</b> <i>Vera Mayer</i> .....	67
<b>Steuerungsmechanismen in der Orts- und Wohnbauentwicklung am Beispiel der Gemeinde Brunn am Gebirge – Ideen versus Realisierung</b> <i>Elisabeth Irschik</i> .....	81
<b>Die Diskussionskultur bei Bauvorhaben im Wiener Umland</b> <i>Kurt Raunjak</i> .....	91





## Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte – Eine notwendige Einleitung

*Axel Borsdorf und Vera Mayer (Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien und Universität Innsbruck)*

### 1. Randzonen – Begriffsbestimmung

Seit Jahrzehnten findet Städtewachstum nicht mehr in den Kernstädten statt, sondern in den Außenzonen. Im Rahmen dieses Prozesses werden heute nicht mehr – wie noch zu Beginn der sogenannten „Suburbanisierung“ – nur Wohnfunktionen von der Innenstadt an den Stadtrand verlagert. Längst hat die zentripetale Funktionswanderung auch den sekundären Sektor, insbesondere aber den hochrangigen tertiären und quartären Wirtschaftssektor erfasst. In den städtischen Randzonen entstehen Einkaufszentren, Büroquartiere und Industrieparks, und viele Bewohner von Randgemeinden großer Städte suchen die Kernstadtbereiche – einstmals Areale höchster „Zentralität“ – nur noch selten auf. Sie arbeiten, versorgen, bilden und erholen sich innerhalb der Randzonen der Städte. Diese Zonen sind nicht mehr als „suburban“ zu bezeichnen. Als strukturstarke Standorte treten „periphere“ Funktionseinheiten in Konkurrenz zu den traditionellen Einrichtungen, woraus eine Schwächung der gewachsenen, durch ein Kern-Rand-Gefälle gekennzeichneten Siedlungsstrukturen resultiert. Die traditionellen räumlichen, wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen und Abhängigkeiten zwischen Stadt und Land verlieren ihre Gültigkeit.

Mit einer Vielzahl an Begriffen haben Forscher versucht, die neuen funktionalen und physiognomischen Raumeinheiten am Rand europäischer Städte zu kennzeichnen. Neben dem Begriff Suburbanisierung sind es Begriffe wie Peripherie, Stadtumland, Stadtrand, Outskirts, periurbaner Raum, Urban Sprawl, Stadtland, Urbanscape, Netzstadt, Patchwork-Stadt und nicht zuletzt der laut PRIEBS (2001: 7 f.) „*terminologische shooting star*“ der letzten Jahre, der Begriff „Zwischenstadt“, der auf SIEVERTS (1999) zurückgeht. Neuerlich macht ihm ein weiterer aus Amerika übernommener Terminus, die „Postsuburbia“, Konkurrenz.

Im amerikanischen Diskurs finden wir dennoch die meisten und vielfältigsten Bezeichnungen für die neuen metropolitanen Regionen („multinucleated metropolitan region“). Alan A. LOOMIS (1999) listet für die neuen Raumeinheiten am Rande amerikanischer Städte insgesamt mehr als 50 Grundbegriffe auf. Diese Bezeichnungen bieten sich für die Analyse und Charakterisierung der Randzonen direkt an. Es befinden sich darunter zunächst Begriffe, die auf die räumlich-funktionalen Charakteristika – auf das Verhältnis zwischen Kernstadt und Randzonen sowie auf die neuen Qualitäten von Randzonen – hinweisen, wie z.B. die Ausdrücke Suburban Cities, Suburban Downtowns, Urban Cores, Edge Cities, Outer Cities, Outtown, Centerless Cities, Peripheral Cities, Perimeter Cities und Antipolis. Auf die Vermischung städtischer und ländlicher Phänomene und neue Qualitäten dieser Räume zwischen Stadt und Land weisen Begriffe wie Urban Villages, Middle Landscapes oder Semi Cities hin. Der Begriff Urban Villages ruft dabei Howards Konzept der Gartenstadt in Erinnerung.

Mehrere Begriffe bringen soziokulturelle Charakteristiken der neuen Raumeinheiten zum Ausdruck. Ein beinahe poetischer Begriff „City Of Realms“ deutet auf den Reichtum der Randzonen hin, wo wohlhabende Bevölkerungsschichten wohnen und sich florierende Industrien, Dienstleistungsunternehmen und exklusive Shopping Malls befinden. Im Deutschen ist hierfür der Begriff „Speckgürtel“ geprägt worden. Die Randzonen sind gewiss Orte, in denen die neuesten Technologien, Industrien und Dienstleistungen angesiedelt sind: Satellite Sprawl, Technoburbia, Silicon Landscapes und Service Cities.

Die Randzonen entwickeln sich sehr dynamisch. In diesem zukunftssträchtigen Raum entsteht stets etwas Neues: New Cities (britisch New Towns), Tomorrowland, Growth Corridors. Die Mobilität spielt dabei eine wichtige Rolle: Mobility Cities. Der Ausdruck McUrbia ist ein Inbegriff für die kulturellen Verhaltensmuster und Essgewohnheiten der jungen Generation, die gerne die neuen Freizeit-, Einkaufs- und Unterhaltungszentren am Stadtrand (Mega Centers) frequentiert. Der „fetzige“ Ausdruck „pepperoni-pizza cities“ für „multi-nucleated metropolitan regions“ deutet auf die einer belegten Pizza ähnliche Fragmentstruktur der neuen Kulturlandschaften hin.

Diese Vielzahl der Begriffe in den USA, verglichen mit den zwar auch zahlreichen, im Vergleich jedoch weniger vielfältigen Termini im deutschsprachigen Raum ist ein Hinweis auf die räumlich, quantitativ und qualitativ unterschiedlichen Stadien und Qualitäten dieser Stadtentwicklungsprozesse in Nordamerika und Europa, auf ihre unterschiedliche Wahrnehmung durch die Gesellschaft und durch die Forschung. Eine unkritische Übernahme der für amerikanische Entwicklungen geschaffenen Terminologie wird daher als problematisch angesehen (BURDACK & HERFERT 1998). Für PRIEBIS (2001: 7 f.) bleibt z.B. die Frage offen, ob und in welchem Ausmaß die „Amerikanisierung unserer Siedlungsstruktur“ stattfinden wird. Kann man die Randzonen österreichischer Städte bereits als „Edge Cities“ bezeichnen? Diese Frage muss noch verneint werden, wenn man der Definition von GARREAU (1992) folgt.

Dennoch: Ein wichtiges Kennzeichen der nordamerikanischen Entwicklung kann im Wiener Umland bereits beobachtet werden, da dort nämlich Edge-City-typisch junge, neue Unternehmen aus dem Boden sprießen. Die Suburbanisierung war dagegen noch durch Betriebsverlagerungen aus der Kernstadt in die Randzonen charakterisiert. Die Größenordnungen nordamerikanischer Edge Cities werden freilich noch lange nicht erreicht. Diese weisen mindestens 465.000 m<sup>2</sup> Bürofläche, 56.000 m<sup>2</sup> Einzelhandelsfläche und

24.000 Arbeitsplätze auf, wobei diese die Zahl der am Ort wohnenden Personen übersteigen. Die zwei Gebäudekomplexe des neuen Büroparks in Brunn am Gebirge – Campus21 – weisen z.B. nur eine Fläche von 51.500 m<sup>2</sup> auf, in die nicht nur die Büros, sondern auch Archive, Geschäfte, Gastronomie, Werkstätten, Ausstellungsräume und Parkdecks eingeschlossen sind (CAMPUS 21 2004). Andererseits übertrifft die GLA (General Leaded Area) der Vösendorfer Shopping City Süd die Vorgabe der Edge-City-Definition bereits.

Wie viele andere auch ist Priebes der Meinung, dass Europa und Deutschland noch ein gutes Stück von nordamerikanischen Raummustern entfernt seien. *„Anders als in den Randzonen vieler amerikanischer Städte, hat schon die klassische Suburbanisierung nicht auf einer freien Fläche stattgefunden, sondern hat die bestehenden Siedlungen überformt, zumindest teilweise aber auch deren Individualität erhalten. Dadurch ist der suburbane Raum in den europäischen Städten viel differenzierter strukturiert und weist ein breites Spektrum selbstbewusster Kommunen auf, deren Schicksal allerdings – und das halte ich für entscheidend – eng mit demjenigen der Kernstädte verknüpft ist“* (PRIEBES 2001: 7 f.).

Die vielfältigen Bezeichnungen sind auch ein Hinweis darauf, dass die Kulturlandschaften in den städtischen Randgebieten in ihrer Komplexität sehr schwer erfassbar sind, unter anderem auch deswegen, weil sie sich in einem permanenten, intensiven Umwandlungsprozess befinden. Während viele der nordamerikanischen Termini eine eher positive Bewertung dieser Entwicklungen vermitteln, werden die veränderten Qualitäten in den Randzonen europäischer Städte – die dort die vorhandenen räumlichen Strukturen und Lebenswelten überlappen und verdrängen – immer noch als problematisch angesehen. Diese Entwicklungen werden oft als Verlust an Lebenswelten, aber auch als eine Einbuße an Lebensqualität empfunden. Der Raum zwischen Stadt und Land – früher als „Umland“ der Städte bezeichnet – bleibt für viele daher nur schwer verständlich.

Die Vermischung des Städtischen und des Ländlichen – der Einfamilienhaussiedlungen mit den Shopping Malls und alten Dorfkernen, Autobahnen und Alleen, Gewerbe- bzw. Büroparks und landwirtschaftlichen Flächen, Golfanlagen und Weingärten, Villen und Bauernhöfen, von Flughafen und Bahnstationen, Bade- und Ziegelteichen, grasenden Kühen und jugendlichen Scatern, Erlebnisparks und Schutzgebieten, inszenierten Wohnwelten und Authentizität – dies alles ist nicht überschaubar und wird daher als chaotisch empfunden.

Es verwundert kaum, dass diesem Phänomen daher auch unter Zugrundelegung chaostheoretischer Ansätze (FRANKHAUSER 2003) nachgegangen wird. Scheinbares Chaos, Unübersichtlichkeit, Mischstrukturen und Unausgewogenheit prägen die Kulturlandschaft in den Randzonen und verursachen bei manchen Zeitgenossen schieres Unbehagen. Der schon alte Begriff vom „urban sprawl“ bringt diese Wucherungen am Ortsrand treffend zum Ausdruck. Im Laufe der Zeit hat diese Bezeichnung eine negative Konnotation erfahren und wird daher heute in der ernsthaften Diskussion immer weniger verwendet.

Welche Auswirkungen haben diese Entwicklungsprozesse auf die Lebensstile der Bewohner? Oder, anders gefragt: Wie haben die sich wandelnden Lebensstile der Menschen die Kulturlandschaft im Stadt-Land-Verbund verändert? Noch fällt es schwer, sachliche Antworten auf diese Fragen zu finden. Vielfach schleichen sich tradierte Wertungen ein.

So meint FISCHER (2001: 35) etwa, dass *„die Verländlichung der Stadt und die Verstädterung des Landes einen neuen Bürger hervorgebracht haben. Mit Zweitwohnsitz und Drittarbeitsplatz, ein nomadisierter Bürger, der die dörfliche Beschaulichkeit und großstädtische Betriebsamkeit gleichzeitig sucht und sich dabei eingebunden weiß in ein globales Netzwerk von Informationsströmen und Kommunikationslinien. Die Auflösung von Arbeitszeit und Freizeit hat die Einfamilienhausweiden und Gewerbegebietswüsten ununterscheidbar gemacht, der anästhetische Zeitgeist erfreut sich mittlerweile an dem allgegenwärtigen Vorstadt-Chaos. Es gilt nicht nur ‚big is better‘, mehr noch: ‚brutto è bello‘.“* Die Lust an Kulturkritik im Sinne des „Untergangs des Abendlandes“ ist bei vielen Autoren tief verwurzelt.

„Einzelhausweiden und Gewerbegebietswüsten“ – der Ideologiegehalt wird allein schon aus den nicht stimmigen Metaphern deutlich. Ganz anders die in der Schweiz entwickelte Terminologie der „UFOs“, „Clones“, „Ribbons“ und der DNA-Analyse (vgl. SCHUMACHER & KOCH 2004). Die postmoderne Terminologie wird offenbar dem Gegenstand gerechter als die aggressive Wortwahl von Traditionalisten, die der Moderne verpflichtet sind.

PRIGGE (1998: 96) spricht in diesem Zusammenhang von der Banalität des Peripheren. Das moderne Alltagsleben in der Peripherie ist zerstreut in Raum und Zeit, zwischen *„Neuer Heimat, U-Bahn, City und zurück“*. Er sieht aber diese Gegensätze, die *„fragmentierte Vielfalt städtischer und ländlicher Lebenswelten“* als eine neue *„zweite Chance, die Moderne im Städtischen zu transformieren“*. Um konkrete Visionen der „Stadt von morgen“ am Stadtrand freizusetzen, darf weder den Leitbildern der Investoren noch jenen der Ökologie blindlings gefolgt werden. Bei diesem Autor begegnet uns ein weiteres typisches Phänomen in der Bewertung der „Postsuburbia“: Kritiksucht und Kritikscheu verbinden sich zu einem Konvolut schwer verständlicher Substantive, die einer kritischen Sprachanalyse kaum standhalten. Für eine ausgewogene und nüchterne Bewertung scheint es – das zeigen diese wenigen Beispiele – noch zu früh zu sein. Dies kann kaum verwundern, da es noch keineswegs ausgemacht ist, ob die Moderne bereits von der Postmoderne abgelöst wurde oder – wie Prigge meint – immer noch als solche transformierbar sei.

So bleibt auch die Frage noch offen, ob die Innovationsträger, die diese neuen Strukturen der Zwischenstadt schaffen, sich der Handlungsfolgen bewusst und auch bereit sind, sich dazu zu bekennen.

Allerdings bleibt die Frage unbeantwortet, ob die Akteure dazu bereit sind, sich am Stadtrand zu dieser neuen Urbanität zu bekennen. STEINER (1998: 14) formuliert in diesem Zusammenhang: *„Die Peripherie wurde zum Topos des ‚modernen Begehrens‘. In Wahrheit ist das, was als Peripherie bezeichnet wird, längst die alltägliche Lebenswirklichkeit der Mehrheit der Europäer“*. Man könnte hinzufügen: Es ist nur fraglich, ob ihnen das auch bereits bewusst ist

## 2. Forschungsstand

Für die Wahrnehmung der Randgebiete war bis in die 1980er Jahre charakteristisch, dass das Stadtumland als ein vom Stadtkern abhängiger Raumkörper angesehen wurde. Das Umland als ein Anhängsel der Stadt, ein Ausweichort für Industrie, Handel und Wohnen, ein Freizeit- und Erholungsquartier für die geplagten Städter. Trotz seiner scheinbaren Abhängigkeit hat dieser Raum zugleich aber auch von der Stadtnähe profitiert, sei es als Zulieferer von Lebensmitteln und frischem Gemüse für die Stadt, durch die Entstehung neuer Arbeitsplätze, durch Baulandspekulation oder durch sozioökonomisches Upgrading.

Die einseitige Perspektive aus der Sicht der Stadt prägte auch die Perzeption der Wissenschaft. Als sich die Erkenntnis durchsetzte, dass der einstige Stadt-Land-Gegensatz (Dichotomie) aufgelöst war, sprach man vom Stadt-Land-Kontinuum, das gleichwohl durch Analysemodelle in Ringe unterschiedlicher Dichte, Funktionalität und Verflechtung – also Hierarchiesysteme – gegliedert wurde (in Deutschland und Österreich beispielsweise im Modell der Stadtregion). Auch wurden Stadt-Land-Modelle ausgearbeitet, die die Übernahme städtischer Muster (kulturelle Phänomene, Bau- und Wohnformen, Bekleidung) im ländlichen Raum abbildeten.

In den Kulturwissenschaften hat die Diffusionsforschung der städtischen, bürgerlichen Kultur die Rolle des Innovators eingeräumt und die ländliche Kultur aufgrund der Übernahme diverser bürgerlicher Kulturmuster lediglich als eine rezipierende Kultur verstanden. Die These vom „*Ende des alten Dorfes*“ (WEHLING 1980) ist ja nicht per se falsch, wohl aber der Umkehrschluss von der Ursurpation durch das Städtische. Dies müsste längst klar geworden sein, als Forscher mit kaum verhohlenem Entsetzen das Phänomen schrumpfender Städte (shrinking cities) und städtischer Krater (urban craters) wahrnahmen.

Die Frage, ob das Umland nicht doch eine eigene Identität besitzt, als Träger von Innovationen wirken könnte oder gar einen der Gegenwart angepassten Lebensstil ermöglicht, der sich zumindest in der Gegenwart als durchsetzungstärker erweist als der von Dorf- und Stadtenthusiasten propagierte Siegeszug des Urbanen, wurde dagegen selten diskutiert. Lediglich im Rahmen des Regulationsansatzes wird die großstädtische Peripherie als ein dynamischer, innovativer Ort behandelt (BURDACK & HERFERT 1998).

Ursache für die wissenschaftliche Vernachlässigung der kulturellen Wertigkeit der urbanen Peripherie ist vermutlich die noch unzureichend entwickelte Identifikation der Bewohner mit ihrem Wohnumfeld. Das städtische Umland hat nie versucht, sich als ein eigenständiger Raumkörper zu deklarieren, zu stark unterschiedlich waren und sind die Interessen einzelner Randgemeinden. Erst im Zuge neuer Regionalisierungstendenzen werden etwa auch im Umland von Wien neue Formen der Zusammenarbeit zwischen den benachbarten Kommunen initiiert. Als Gegentrend zu den Globalisierungstendenzen und teils infolge der EU-Regionalpolitik entwickelt sich dort langsam ein neues regionales Selbstbewusstsein. Die Hegemonie der großen Zentren gibt es nicht mehr. Neue Impulse können heute überall entstehen – auch in der Peripherie. Vielfach ist gar zu beobachten, dass diese Impulse in erster Linie von dort kommen: Neue Geschäftsideen, innovative Branchen, die Avantgarde der Kunst, das Aufkommen neuer Lebensstile – das sind vielfach nicht mehr Kennzeichen des urbanen Kerns, sondern der multifunktionalen postsuburbanen Peripherie.

Aus all diesen Gründen haben Stadtrandgebiete in der Stadtforschung heute Konjunktur. Noch stehen einander ideologische Lager gegenüber: Stadtrömantiker und Arkadienjünger, Anti- und Philoamerikaner, Traditionalisten und (Post)modernisten. Die Argumente kommen vielfach aus dem gleichen zwar ebenfalls ideologisch besetzten, aber gleichwohl von allen akzeptierten Reservoir: Die einen argumentieren mit Landverbrauch und hohen Mobilitätskosten, die anderen mit der ökologischen Durchlässigkeit und der reduzierten Mobilität. Es bleibt zu hoffen, dass über kurz oder lang auch die Menschen, ihre Bedürfnisse, Hoffnungen, Träume, ihre Handlungsspielräume und Raummuster ins Zentrum des Interesses rücken und Ideologien durch Humanismus abgelöst werden.

Noch existiert kein allgemein anerkanntes, konsistentes theoretisches Gerüst für die Erfassung der Entwicklungen in städtischen Randgebieten. Dies zeigt nicht zuletzt die Tatsache einer enormen Begriffsvielfalt in den diversen Definitionsversuchen. Im Folgenden wird die Bezeichnung „Randgebiete“ verwendet, wobei das Präfix ausschließlich auf die Lage, nicht aber auf funktionale Verflechtungen zu den Kernstädten abzielt. Eine COST-Aktion (C 10), die dieses Phänomen interdisziplinär und international untersucht hat, bezeichnete die Randzonen der Städte wertneutral als „Outskirts“ (vgl. BORSDDORF 2004). Als Randzonen bzw. Outskirts, werden gemäß dieser Arbeitsdefinition räumliche Bereiche der Städte bezeichnet, die sich außerhalb der dicht bebauten Kernstadt befinden. Zu den Randzonen gehören daher im Großraum Wien die äußeren Stadterweiterungsgebiete (Teile des 10., 11., 20. bis 23. Bezirks) und das Umland von Wien – die suburbanen Zonen sowie die sich im Umland befindlichen kleineren urbanen Zentren.

### 3. Kulturen in den Randzonen

Im deutschsprachigen Raum haben sich mit den Randgebieten bisher vor allem die wissenschaftlichen Disziplinen der Geographie, Soziologie und Ökonomie, bezogen auf die wirtschaftlichen Strukturen, die Mobilität und den Verkehr sowie die Einkaufs- und Freizeiteinrichtungen, und dies vor allem im Rahmen der Suburbanisierungsforschung, beschäftigt. Auch die Architektur und Raumplanung setzen sich intensiv mit den Fragen der Peripherie auseinander.

Die Kultur- und Geschichtswissenschaften haben dagegen diesem Thema bisher nur wenig Augenmerk gewidmet. Dies ist umso verwunderlicher, da etwa für die Europäische Ethnologie (Volkskunde) die Regionalisierung der Kulturen zu einem der wichtigsten Forschungsansätze gehört. Die Europäische Ethnologie verabsäumte es aber, die Stadt-Land-Forschungsansätze systematisch zu verfolgen. Die Bemühungen von WIEGELMANN (1991), für die Stadt-Land-Problematik ein theoretisches Grundgerüst zu schaffen, wurden nicht weiterentwickelt. Auch die Kulturgeographie hat sich bisher mit den soziokulturellen Phänomenen in den Randzonen kaum beschäftigt.

Die folgenden Beiträge können natürlich die Defizite der Sozial- und Kulturwissenschaften im Rahmen der Erforschung von Randzonen nicht beseitigen. So wird das Ziel bescheidener gesteckt. Es geht um die Überwindung der traditionellen Vorstellungen von „Stadt“ und „Land“ und um die Entwicklung neuer Forschungsfragen. Typische Fragen lauten daher: Wie steht es um die Kultur in den Randgebieten? Inwiefern determinieren

gesellschaftliche und bauliche Entwicklungen neue spezifische Lebensweisen und umgekehrt?

Der dabei zugrundegelegte Kulturbegriff beruht auf einer erweiterten Auffassung von Kultur, befreit von der ausschließlichen Gebundenheit an die Spitzenleistungen in Wissenschaft und Kunst sowie an die Institutionen der Kultur und orientiert sich an der breit gefassten Alltagsperspektive. Neu ist das nicht, denn die Kulturgeographie und die Europäische Ethnologie haben ihr Erkenntnisobjekt seit jeher so definiert. Kultur wird demnach als etwas Umfassendes, als „Gesamtheit aller Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen“ aufgefasst, und es kann kaum verwundern, dass sich Nachbarwissenschaften diesem Konzept annähern (siehe dazu auch WEBER 1988; UHL 2004).

Gesellschaftliche Diversifizierung und Vereinheitlichung, kulturelle Gemeinsamkeit und kulturelle Abgrenzung – dieses zum Teil widersprüchliche Bild ist ein getreues Abbild unserer Gesellschaft und als „Gesamtheit aller Lebenserscheinungen“ eben auch ein Abbild der Kultur. Die Randzonen der Städte – das Gebiet zwischen Kernstadt und ländlichem Raum – sind Kulturlandschaft. Und Kulturlandschaft ist nichts anderes als die Materialisation von Geisteshaltung, ist, wenn man so will „geformter Geist“ (SCHWIND 1932).

Das provoziert geradezu die Frage, ob die Randzonen neben ihren ökonomischen Qualitäten auch kulturelle entwickeln können? Welche Elemente der räumlichen, sozialen, kulturellen, politischen oder ökonomischen Realität der Randzonen sind identitätsstiftend und sinngiebig für die Bewohner? Gibt es Veränderungen der traditionellen Kultur und gehen vielleicht von Kultureinrichtungen der Randgebiete besondere innovative Impulse aus? Ist die Innovation nicht, wie noch BORCHERDT (1961) meinte, eine „*agrar-geographische Regelerscheinung*“, sondern eine kulturgeographische, deren aktuelle Fruchtbarkeitszellen in den Randzonen liegen? Wie werden regionale Identitäten, Entwurzelungsphänomene und Lebensqualität durch die neuen Entwicklungen beeinflusst?

Die Beiträge der Sektion „Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte“ spannen in ihrer Annäherung an diese Fragestellungen einen weiten Bogen: Nach einer geistig-kulturellen Annäherung an die neuen Raumeinheiten am Rand der Städte – die Postsuburbia – durch Axel Borsdorf werden von Christoph Gollner und Hannes Wimmer die neuen Wohnbauvorhaben am Stadtrand von Wien und die Steuerungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand vorgestellt. Der Beitrag von Walter Rohn beschäftigt sich mit den neuen Kultureinrichtungen an der Wiener Peripherie. Von Walter Trübswasser wird der Wandel eines traditionellen Brauchtums in der Umlandgemeinde Perchtoldsdorf analysiert. Hermann Steininger beschäftigt sich mit den zwischenmenschlichen Beziehungen am Beispiel der Interaktion zwischen den „Alteingesessenen“ und „zugewanderten Städtern“. Dem Wertewandel in ehemaligen Dörfern im Umland von Bratislava (heute ein Teil des Stadtgebiets) ist der Beitrag von Zuzana Beňušková gewidmet.

Die abschließenden Beiträge geben Einblick in das derzeit am Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführte Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“. Vera Mayer setzt sich mit dem Wandel der Wohnbauformen im Wiener Umland auseinander. Die neue Wohnbauentwicklung und die aktuelle Problematik des Flächenrecyclings werden von Elisabeth Irschik am konkreten Beispiel der Gemeinde Brunn am Gebirge analysiert. Anschließend

beschäftigt sich Kurt Raunjak mit der Diskussionskultur bei diversen Bauvorhaben im Umland von Wien.

Der ganze Facettenreichtum der Fragestellung öffnet sich bei der Lektüre der Beiträge. Dennoch bleibt am Ende die Frage nach den Konvergenzen und Divergenzen der Kulturen offen. Dies ist beileibe kein Makel, denn Fragen zu stellen ist wertvoller als Antworten zu geben. Antworten und Patentlösungen – darauf werden wir in Bezug auf die sich immer mehr verselbständigenden Randzonen noch lange warten müssen, und das ist auch gut so. Was „not tut“ sind erhellende Forschungen.

Dank gebührt dem Veranstalter der Konferenz, vor allem aber auch allen Referenten. Bedanken wollen wir uns auch bei Herrn Josef Kohlbacher für das Lektorat und Elisabeth Irschik für die Mitarbeit an der Redaktion.

## Literatur

BORCHERDT, C., 1961: Die Innovation als agrargeographische Regelererscheinung. In: W. STORCKEBAUM (Hg.) *Sozialgeographie*. Darmstadt: 340–386.

BORSDDORF, A., 2004: On the way to Post-suburbia? Changing structures in the outskirts of European cities. In: A. BORSDDORF. & P. ZEMBRI (Hg.) *European Cities. Insights on Outskirts*. Structures. Paris: 5–28.

BURDACK, J. u. G. HERFERT, 1998. Neue Entwicklungen an der Peripherie europäischer Großstädte. Ein Überblick. *Europa Regional* 6, 2: 26–44.

CAMPUS 21, 2004. *Campus 21 Businesszentrum Süd*. In: [http://www.campus21.at/campus21/fakten\\_fliesstext.htm](http://www.campus21.at/campus21/fakten_fliesstext.htm).

FISCHER, K., 2001. Effekte der Informations- und Kommunikationstechnologien. In: AG DER REGIONALVERBÄNDE IN BALLUNGSRÄUMEN UND KOMMUNALVERBAND GROSSRAUM HANNOVER (Hg.) *Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management*. Beiträge zur regionalen Entwicklung 90. Hannover: 35–41.

FRANKHAUSER, P., 2003. La „ville fractale“ et la fractalité des villes. In: A. BORSDDORF & C. PARNREITER (Hg.) *International Research on Metropolises. Milestones and Frontiers*. ISR-Forschungsberichte 29. Wien: 65–83.

GARREAU, J., 1992. *Edge City. Life on the New Frontier*. New York u.a.

HÄUSSERMANN, H. & W. SIEBEL, 1987. *Neue Urbanität*. Frankfurt am Main.

LOOMIS, A., 1999. *Urban Nomenclature*. In: <http://www.deliriousla.net/essays/1999-nomenclature.htm>.

PRIEBS, A. 2001. Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management. Einführung zur Tagung. In: AG DER REGIONALVERBÄNDE IN BALLUNGSRÄUMEN UND KOMMUNALVERBAND GROSSRAUM HANNOVER (Hg.) *Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management*. Beiträge zur regionalen Entwicklung 90. Hannover: 7–11.

PRIGGE, W. 1998. Städtebau am Stadtrand heute. In: INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND RAUMPLANUNG, TU WIEN (Hg.) *Städtebau – (Vor) Lesung. Stadtrand und Peripherie*. Materialien zu Städtebau und Raumplanung 9. Wien: 92–97.

SCHUMACHER, M. & M. KOCH, 2004: Seeing the unseen, mapping the unmapped. In: A. BORSODORF & P. ZEMBRI (Hg.) *European Cities: Insights on Outskirts*. Structures. Paris: 5–28.

SCHWIND, M., 1932. *Kulturlandschaft als geformter Geist*. Braunschweig.

SIEVERTS, T., 1999. *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig, Wiesbaden.

STEINER, D. 1998. Vielleicht eine Biographie der Peripherie. In: INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND RAUMPLANUNG, TU WIEN (Hg.) *Städtebau - (Vor) Lesung. Stadtrand und Peripherie*. Materialien zu Städtebau und Raumplanung 9. Wien: 14–18.

UHL, H. 2004. *Kultur und/oder Gesellschaft – zur aktuellen Debatte um eine kulturwissenschaftliche Orientierung in den Geschichtswissenschaften*. In:  
<http://www.kfunigraz.ac.at/kulturwissenschaften/archiv/kulturwissenschaft/index.html>.

WEBER, M., 1988. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von J. WINCKELMANN. Tübingen.

WEHLING, H.-G. (Hg.), 1980: *Das Ende des alten Dorfes*. Stuttgart.

WIEGELMANN, G., 1991. *Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle*. Grundlagen der Europäischen Ethnologie 1. Münster und Hamburg.



## Wenn Städte „geformter Geist“ sind, wofür steht dann Postsuburbia? – Spurenlesen im ruralen Raum

*Axel Borsdorf (Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien und Universität Innsbruck)*

### 1 Von Urbs zu Postsuburbia

Seit Beginn des Industriezeitalters unterliegen europäische Städte einem bemerkenswerten Strukturwandel. Galt seit der Entstehung und der Einführung des Stadtrechtes die klare Scheidung von Stadt und Land im Sinne des Wahrspruchs „Bürger und Bauer scheidet die Mauer“, fiel zunächst bereits mit der Bauernbefreiung die Rechtsgrenze, und mit der folgenden Bevölkerungsexplosion konnten dann auch die Städte über den sie einschnürenden Befestigungsring hinauswachsen.

Spätestens im 20. Jh. kam es dann zur Suburbanisierung, d.h. zur Entstehung von Wohnquartieren, die hinsichtlich vieler Grundfunktionen (Versorgung, Verwaltung, Arbeit, Freizeit etc.) vom Zentrum abhängig blieben. Funktionen, die die Kernstadt für ein weiteres Umland einschließlich des suburbanen Ringes anbietet, wurden nach CHRISTALLER (1933) als „zentrale Funktionen“ bezeichnet, wobei „zentral“ semantisch als „räumlich in der Mitte“ und als „bedeutend“ zu verstehen war. Die Bedeutung kann als „Reichweite“ definiert werden: Je weitere Wege Konsumenten für ein Gut oder eine Dienstleistung in Kauf nehmen, desto ausgeprägter ist dessen Zentralität. Bereits im Jahrhundert der Suburbanisierung haben sich die Unterschiede zwischen Stadt und Land zunehmend verringert, an die Stelle der Stadt-Land-Dichotomie war das Stadt-Land-Kontinuum getreten. Die zunehmende Schwierigkeit der Festlegung von Grenzen in diesem Kontinuum spiegelt sich in den in allen Ländern Europas entwickelten, jedoch international nicht vergleichbaren Methoden zur Agglomerationsraumabgrenzung (Deutschland und Österreich: Stadtregion, Großbritannien: Conurbation, Frankreich: Agglomération etc.) wider.

Erst in den letzten Jahrzehnten scheinen aber ganz neue Strukturen zu entstehen. Manche ehemals suburbanen Quartiere „emanzipieren“ sich, verlieren ihre Rolle als Ergänzungsräume des Zentrums und gewinnen selbst zentrale Funktionen. Darüber hinaus entstehen neue Knoten, oft orientiert an Einkaufszentren, Industrieparks, Büro-„Cities“, Freizeitzentren, die ganz anders als „Suburbia“ neben dem Wohnen weitere Funktionen anbieten. Funktionen, die häufig als „zentral“ im Sinne von „bedeutend“ klassifiziert werden können, räumlich aber nicht mehr zentral angeordnet sind.

Diese neuen Strukturen am Rande der Städte sind weder im traditionellen Sinn „urban“ noch „suburban“ und schon gar nicht „rural“, obwohl sie Elemente aller dieser Raumkategorien aufweisen. Sieverts hat mit seinem Begriff „Zwischenstadt“ versucht, diesem intermediären Charakter gerecht zu werden, andere haben die neuen Strukturen einfach als „outskirts“ (DUBOIS-TAINE 2004), als „Stadtland/ Urbanscape“ (EISINGER & SCHNEIDER 2003), als „Ville Emergente“ (PIRON & DUBOIS-TAINE 1998) oder auch als „Postsuburbia“ (ARING 2001; PRIEBS 2001; BORSDORF 2004) bezeichnet. Postsuburbia ist zunächst ein zeitlich definierter Begriff, „Raumstruktur nach der suburbanen Epoche“,

ihm sind jedoch auch Bedeutungsgehalte aus dem semantischen Feld der Postmoderne immanent. Er soll im Folgenden für das zu bewertende Phänomen verwendet werden.

## 2 Die These

Vor rund 70 Jahren hat SCHWIND (1932) die Physiognomie und die innere Gliederung von Städten als materielle Ausprägungen der Kultur interpretiert. Ihm zufolge sind sie Materialisierungen von Geisteshaltungen oder auch einfacher „geformter Geist“. Da in ihnen Strukturelemente unterschiedlichen Alters vorhanden sind, spiegeln sie auch den Wandel von Geisteshaltungen und die Veränderungen, die eine Kultur insgesamt oder in ihren Teilelementen (Religion, Brauchtum, Wirtschaft, Politik etc.) durchgemacht hat, wider. WILHELMY (1952) hat diese Erkenntnis zu dem Versuch animiert, eine solche Regionalkultur, nämlich die südamerikanische, auf der Grundlage ihrer Materialisierung in ihren Städten zu interpretieren. Er nannte sein Buch folgerichtig „Südamerika im Spiegel seiner Städte“. Städte wurden von ihm als Spiegelbild einer Kultur in den unterschiedlichen nationalen Ausprägungen verstanden und interpretiert. STEGER (1986) interpretierte in der Folge unter kulturanthropologischen Aspekten Städte und konnte zeigen, wie stark urbane Zeichen und Strukturen im Bewusstsein und Unterbewusstsein der Bürger verankert sind.

Einen systematischeren Ansatz lieferte schließlich BENOIT (1978) mit seiner „Semiotik der gebauten Umwelt“, in dem die Zeichen und Strukturen in eine Ordnung gebracht wurden. Seither wird zwischen der Syntax und der Semantik von Zeichen unterschieden, wobei die Bedeutung sehr unterschiedlichen Gehalt haben kann. Ein Kreis kann syntaktisch einzeln oder in einer Reihe (z.B. als Ornament) angeordnet sein. Dies hat per se noch keinen Bedeutungsgehalt, insbesondere, wenn die Form nur schmückende Funktionen besitzt. Aber jede Syntax kann eine Bedeutung haben, etwa als „semantische Form“ (z.B. der Kreis als kompakteste Fläche, der Kreis in seinem Verhältnis zur Demokratie – etwa beim „runden Tisch“, bei der „Runde“ etc.), als Piktogramm (der Kreis mit zulaufenden Pfeilen als Zeichen für Treffpunkt, Info-Point, Zentrale), als Metapher (der Kreis mit Speichen als Rad) oder schließlich als Symbol (z.B. Yin-Yang-Symbolik).

In jüngster Zeit sind unter dem Einfluss postmoderner Gedanken neue Gedanken und Methoden zum „Spurenlesen“ (SHORT 1996: 30; vgl. auch WOOD 2003: 135 f.) im Raum entwickelt worden. HARVEY (1985: XV) hat in diesem Zusammenhang auch die alte Erkenntnis von Schwind, Wilhelmy und Benoit unterstrichen, dass der Terminus „gebaute Umwelt“ nicht wertneutral, sondern wert- und bedeutungsgeladen ist. Er hat insbesondere darauf hingewiesen, dass Formen und Strukturen im urbanen Raum weder neutral noch passiv sind. Sie wurden zu bestimmten Zeiten zu bestimmten Zwecken errichtet und beeinflussen bis heute Verhalten und Wertungen der Bewohner (vgl. auch HARVEY 1999: 374 ff.).

Unter semiotischen Gesichtspunkten kann jede Form einen Bedeutungsgehalt aufweisen. In der Regel hat sie das auch, denn nichts ist wirklich zufällig. Jede Form sagt etwas aus, und daher kann eine sorgfältige Analyse von Formen und Strukturen – etwa in Städten – zu einem besseren Verständnis der diese Formen und Strukturen generierenden Geisteshaltungen führen. Mit den Zeichen verhält es sich aber ein wenig so wie mit dem Alphabet: Nur wer die Bedeutung des Zeichens weiß, kann es verstehen. In der Kultur- und

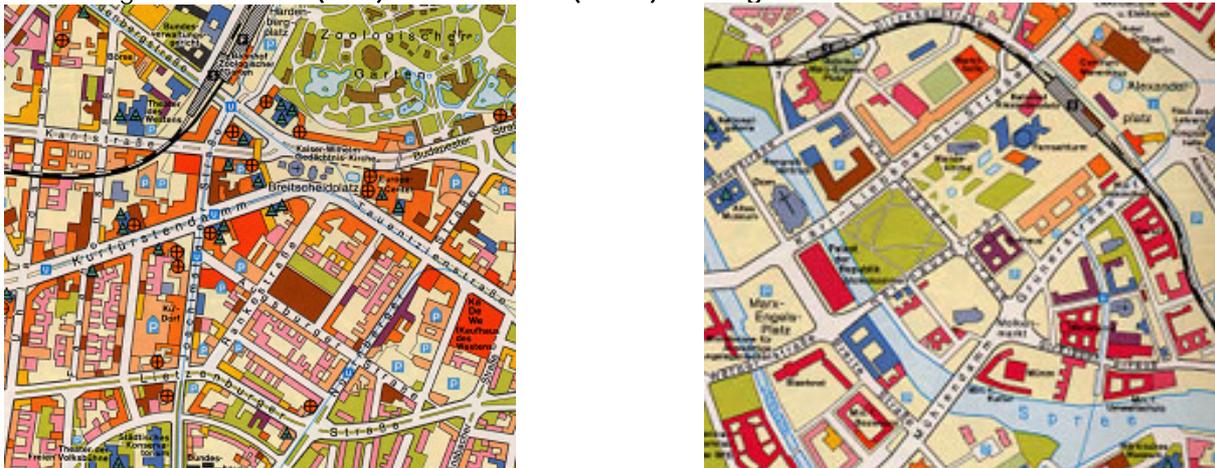
Stadtlandschaft ist dies aber noch ein wenig komplizierter: Jedes Zeichen kann von jedem Individuum anders erkannt, wahrgenommen und gedeutet werden. Eine klare Anleitung, wie sie Schlüter oder Schüler noch mit der „Morphologie der Kulturlandschaft“ (vgl. GEISLER 1924) liefern wollte, kann es nicht geben.

Im Folgenden soll versucht werden, diesen Gedanken am Beispiel der „gebauten Umwelt“ in Europa zu verfolgen. Dabei soll auch getestet werden, inwieweit die genannte – hermeneutische – Methode in der Lage ist, zum Verständnis jüngerer Entwicklungsprozesse beizutragen.

### 3 Beispiele semiotischer Analyse und Interpretation

In früheren Arbeiten wurde versucht, symbolische Elemente in europäischen und lateinamerikanischen Städten zu identifizieren und zu interpretieren. Von H.-A. STEGER (1986) stammt das Beispiel der Ile de la Cité in Paris, auf der sich Notre Dame als Materialisierung der hochzentralisierten katholischen Kirche und der Palais de la Justice als Symbol der Ideale der Französischen Revolution befinden. Wie ein Ei, vom Fruchtwasser der Seine umflossen und das ganze Land immer wieder befruchtend, so führt Steger aus, fokussiere sich die französische Kultur nicht nur auf Paris, sondern innerhalb der Hauptstadt auf diesen Kristallisationspunkt. Die Struktur vieler mitteleuropäischer Städte gleicht der von Tübingen, das in einem anderen Beitrag als Beispiel herangezogen wurde (hierzu und im Folgenden: BORSDORF 1989). Im Spannungsfeld der beiden Pole der Altstadt, dem Schloss als Sitz der weltlichen Gewalt und der Stiftskirche als Sitz der geistlichen Autorität, konnte sich das Bürgertum etablieren, an Macht, Wirtschaftskraft und Einfluss gewinnen und Marktplatz und Rathaus zum Zentrum der Stadt machen.

Abbildung 1: Westberlin (links) und Ostberlin (rechts) im Vergleich



Quelle: CVK SCHROEDEL GEOGRAPHISCHE VERLAGSANSTALT 1984.

Berlin repräsentiert wie keine andere europäische Stadt den Einfluss von Geisteshaltung und Ideologie auf die Stadtgestalt. Zur Zeit der Teilung entstand im Westen ein neues Zentrum im Bereich Tauentzienstraße/Kurfürstendamm, gekennzeichnet durch Funktionsvielfalt und Kleinkammerung. Ganz anders der Osten: Das traditionelle Stadtzentrum wurde ausgeräumt, Handel und private Dienstleistungen verschwanden, stattdessen rückten staatliche Verwaltungsfunktionen nach. Eine breite Achse zwischen Marx-Engels-

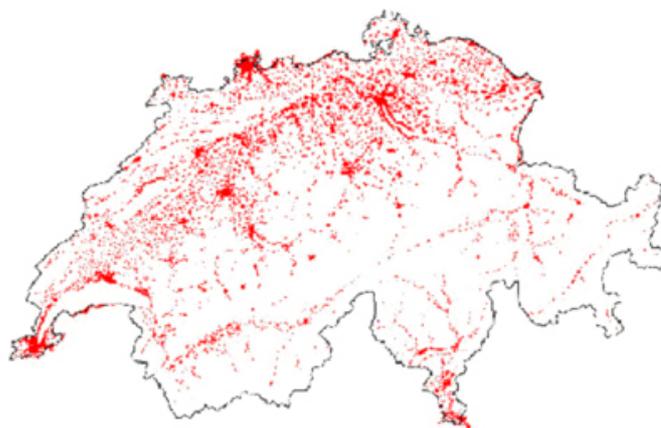
und Alexanderplatz diente dem Staat für die Selbstdarstellung. Im Westen sorgte das Privateigentum am Boden für Kleinkammerung, im Osten gestattete das Gesellschaftseigentum am Boden großzügige Planungen. Dort wurde gebaute Umwelt auch ganz bewusst zur Initiierung und Steuerung des Bewusstseins (im Sinne des „sozialistischen Menschen“) eingesetzt.

Ähnliche Beispiele kennen wir auch aus Lateinamerika. Zur Inkazeit war der Umriss von Cuzco als liegender Puma mit der Bergfestung Sacsayhuaman als hoch erhobener Kopf ausgeprägt. Zwischen den Vorder- und Hinterläufen befand sich ein einseitig offener Platz, der die Verbindung zu den vier Provinzen des Reiches herstellte. Die Symbolkraft wirkt bis in die Gegenwart nach, denn noch heute kann man von einem Cuzqueño, nach der Wohnadresse gefragt, hören: „Vivo en las tipas!“ („Ich lebe in den Eingeweiden [des Pumas]!“). Brasilia, die Hauptstadt Brasiliens, wurde als Flugzeug ausgelegt, welches das Land in eine neue Zukunft fliegen sollte. Im Cockpit die drei Gewalten, unter den Tragflächen (wo sich im Flugzeug die Treibstofftanks befinden) die Bevölkerung als Treibstoff des neuen Brasiliens. Gebaute Umwelt, das wird an diesen Beispielen offensichtlich, kann sowohl Materialisation von Kultur sein (Paris, Tübingen, West-Berlin), aber auch bewusst zur Erzielung eines bestimmten Bewusstseins oder einer Geisteshaltung eingesetzt werden (Ost-Berlin, Cuzco, Brasilia).

#### 4 Semiotische Elemente in Postsuburbia

FRANKHAUSER (2003) sowie SCHUMACHER & KOCH (2004) haben darauf hingewiesen, dass sich nicht nur am Rand europäischer Städte, sondern auch im weiteren Umland fraktale Strukturen finden. Das Resultat ist eine Struktur von „*urban perforations*“ (EBENDA: 54), die, als Fraktale ausgebildet, als Beleg für die Evidenz und Bedeutung „chaotischer“ Entwicklungen in der Postmoderne gelten kann. Die Siedlungsränder und -umfelder sind daher logische Materialisationen der postmodernen Geisteshaltung, in denen sich Elemente der Chaostheorie, der Beliebigkeit, der Informalität und der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, beispielsweise bei der Umsetzung sehr unterschiedlicher Lebensstile im Laufe eines Tages oder einer Woche, widerspiegeln.

Abbildung 2: Fraktale Siedlungsstruktur der Schweiz



Weitere sinngebende Elemente der gegenwärtigen Raumstruktur in Urbs und Postsuburbia sind Bänder („ribbons“), Clones und Ufos. Bänder verbinden die Elemente der chaotischen Struktur, in der sich geklonte, immer wiederkehrende Elemente wiederfinden: Wohnquartiere aus Ein- und Mehrfamilienhäusern oder Industrieviertel, deren Uniformität in einem merkwürdigen Gegensatz zum ausgesprochenen Wunsch nach Individualisierung steht. SCHUMACHER & KOCH (2004: 57) bezeichnen die Clones als „*Prairie der Wünsche*“, in der die Bewohner in radikalster Form zum Ausdruck bringen, wie sie leben wollen, ohne die tatsächliche Homogenität und Langeweile dieser Wünsche zu erkennen. Erker, Wintergarten, britischer Rasen und Koreatanne – in jüngster Zeit auch Pultdach und Schwimmteich – sind Symbole dieser Unfähigkeit, einen eigenen Stil jenseits der Moden zu kreieren. Clones kennzeichneten auch schon die Suburbia – die fast unerträgliche Wiederholung des Trivialen ist nichts Neues in den Städten der Moderne. Mehr als ihre pure Existenz ist die Tatsache überraschend, dass sich die Wende von der Spät- zur Postmoderne nicht in markanterer Weise im Raum materialisiert hat. Das hat sie aber, nur nicht im Bereich des Wohnbaus, für den mit MITSCHERLICH (1968) immer noch das Wort von der „*Unwirtlichkeit der Städte*“ gelten kann.

Ein wirklich neues und für das Neue auch symbolhaftes Element postsuburbaner Raumstrukturen sind jene Einheiten, die ohne Rücksicht auf ihre Umwelt in ihrer schieren Größe und ihrer solitären Form in nahezu präpotenter Weise auf sich aufmerksam machen, die aber keine wirkliche räumliche Verankerung aufweisen. Sie könnten sich ebenso gut an anderer Stelle der Stadt befinden, dort „gelandet“ sein. Wenn diese Metapher ausgebaut wird, sind solche Einheiten auch als „Ufo“ zu bezeichnen, als „unidentifizierte Flugobjekte“, die von irgendwoher kommend für eine Zeit irgendwo gelandet sind. Solche Ufos sind die Einkaufstempel neuer Art (Malls), die Bürohochhaustürme großer Unternehmen (z.B. Palmers im Süden von Wien), die per Einfahrtstor bewachten Business- und Technologieparks und viele andere. Wie bei Ufos kann ihre Verweildauer durchaus kurz sein. Im Falle der Malls wird bereits bei der Planung die Lebensdauer berechnet, selten beträgt diese mehr als 20 Jahre. Ufos sind aber durchaus „landmarks“ im Raumgefüge und in aller Regel stehen sie mit ihren Funktionen (Versorgung, Konsum, Verwaltung, Unternehmensleitung) mit dem traditionellen Stadtzentrum im Wettbewerb.

Zwei Beispiele mögen die in diesen Ufos verwendete Zeichensprache zu deuten. Die westlich von Innsbruck lokalisierte Mall „Cyta“ sendet bereits mit ihrem Namen das Signal aus, dass hier eine neue „City“ entstanden ist. Die Nähe zu griechisch „cyta“, italienisch „cittá“, französisch „cité“, spanisch „ciudad“ ist durchaus gewollt: Cyta präsentiert sich selbstbewusst als Alternative oder neue Spielart des mittelalterlich-frühneuzeitlichen Stadtzentrums: Attraktive Geschäfte, schöne Schaufenster, gute Restaurants, breite Straßen zum Flanieren, aber auch Dienstleistungen (Post, Friseur, Bank) – alle Funktionen, die bislang und nach CHRISTALLER (1933) als „zentral“ galten, sind in der Cyta in weiter Ferne vom alten Stadtzentrum angeordnet. In der alten Stadt war der Marktplatz das Zentrum. In der Cyta wird dieser durch einen runden, Ufo-artig von einer Glaskuppel überdeckten Platz ersetzt, der, von drei Stockwerken amphitheaterähnlich einsehbar, für allerhand Spektakel dient: Modeschauen, Miss-Wahlen, Karaoke-Wettbewerbe, aber auch mal ein Handwerker- oder Künstlermarkt und ähnliche „events“ lösen einander ab und locken Konsumenten an.

Noch deutlicher wird der semiotische Gehalt der Formensprache in dem südlich von Madrid angelegten Einkaufstempel „Madrid Xanadú“. Mit 184.000 m<sup>2</sup> Fläche, davon 135.000 m<sup>2</sup> „general leased area“, ist er fast viermal größer als die Cyta. Den Besuchern stehen neben 220 Ladengeschäften 15 Kinos und 30 Restaurants offen, darüber hinaus bietet Xanadú eine Indoor-Go-Cart-Arena, ein High-Tech-Bowling-Centre und eine 240 m lange und 100 m breite Skipiste unter Dach, ganzjährig künstlich klimatisiert und beschneit.

Abbildung 3: Einkaufstempel „Madrid Xanadú“



Quelle: Werbeprospekt Xanadú 2004

Xanadú steht vielleicht am eindrucksvollsten für die postmoderne Ablösung des alten, modernen und sehr rationalen Versorgungsverhaltens mit seiner Kosten- und Zeitoptimierung durch das postmoderne Konsumverhalten, bei dem Kosten und Zeit an Bedeutung verlieren, der Erlebnischarakter betont wird und vieles bereits am Angebotsort konsumiert wird, vor allem aber Zeit.

Mit welchen Formen spricht Xanadú die Konsumenten an? Zunächst fallen die sechs Eingangstore auf. Die ganze Anlage ist wie eine mittelalterliche Stadt geschlossen. Die auf zwei Ebenen versetzten Eingänge (drei auf der oberen, drei auf der unteren Ebene der in einen künstlichen Hang gebetteten Anlage) sind mit Turmtorsen versehen und haben große, über dem eigentlichen Tor angebrachte Schilder, die an die Falltore des Mittelalters erinnern, aber mit ihrem postmodernem Design so verfremdet sind, dass sie „fancy“ wirken, zugleich aber den Assoziationsmechanismus mit „Stadt“ im traditionellen Sinn nicht verlieren. Die Brücke zur Postmoderne schlägt das ovale und transparente Kuppeldach über dem Unterhaltungsbereich, das an ein Ufo erinnert. Wie eine Startrampe für das Riesenraumschiff ist dann die Skiarena angeordnet. Im Innern fühlt man sich in einen Stadtpark versetzt, bis man bemerkt, dass der ganze Wald mit seinen Riesenbäumen und alle Pflanzen aus Plastik bestehen. Sie wurden in den USA eigens für diese Mall angefertigt.

Es ist eine komplett künstliche Welt, auf die sich der Besucher einlässt, und in gewisser Weise bleiben auch die Erlebnisse virtuell: das Walderlebnis, das Bergerlebnis am Skihang und das Stadterlebnis intra muros. Nur das dort ausgegebene Geld und die verbrachte Zeit bleiben Realität.

## 5 Wenn Städte geformter Geist sind, wofür steht dann „Postsuburbia“?

Am Ende dieses Essays bleibt die Ausgangsfrage offen. Postsuburbia ist etwas Neues und es bedeutet den Bruch mit traditionellen Raumstrukturen, sowohl des Städtischen als auch des Ruralen. Es ist auch ein Ergebnis der tiefgreifenden sozioökonomischen Veränderungen am Ende des Transformationsprozesses einer Industriegesellschaft in eine Freizeit- und Dienstleistungsgesellschaft, der Überführung fordistischer in postfordistische Produktionsweisen, des Wandels von der Moderne zur Postmoderne.

Es erscheint im ersten Moment überraschend, dass diese Postmoderne in der ihr wesensverwandten Raumstruktur der Zwischenstadt, des urban-scape oder der Postsuburbia keine wirklich neuen Zeichen verwendet. Stattdessen verwendet sie die Zeichen und Symbole des Mittelalters, der Neuzeit und der Moderne, stellt diese aber in einen ungewohnten Kontext, verfremdet ihre Formen, sorgfältig darauf bedacht, die Verfremdung nicht zu weit zu treiben, und stellt sie eklektizistisch und historisch wie räumlich völlig unpräzise und willkürlich zusammen. Dass Skifahren ursprünglich ein Freizeitvergnügen war, das nur in den stadtfernen Hochgebirgen ausgeübt werden konnte, hindert Postsuburbia nicht daran, Kunstschnee-Skiarenen mit hochrangig zentralen städtischen Funktionen unter einem Dach zu verbinden. Stadttore, Stadttürme, Mauern, Wälder und Vogelzwitschern verbinden Urbanität mit arkadischer Idylle.

Ist unserer Zeit der Geist abhanden gekommen, die Kreativität oder auch nur der Geschmack? Der Erbauer des ersten Hochhauses in Lateinamerika, des Palacio Salvo in Montevideo stürzte sich vom obersten Stockwerk des soeben vollendeten Wolkenkratzers in die Tiefe, als er erkannte, was da seiner architektonischen Phantasie entsprungen war (WILHELMY & BORSODORF 1984: 140). Diese Sensibilität lassen heutige Architekten leider zumeist vermissen.

## Literatur

ARING, J., 2001. Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management. In: AG DER REGIONALVERBÄNDE IN BALLUNGSRÄUMEN UND KOMMUNALVERBAND GROSSRAUM HANNOVER (Hg.) *Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management*. Beiträge zur regionalen Entwicklung 90. Hannover: 115–124.

BENOIT, M., 1978. *Semiotik der gebauten Umwelt*. Düsseldorf.

BORSODORF, A., 1989. Crisis urbana in der Neuen Welt? Interpretationen und Lösungsansätze aus kulturgenetischer Sicht. *Tübinger Geographische Studien* 103: 99–117.

BORSODORF, A., 2002. Thematic bibliography for Austrian cities with special regard to the case of Vienna and Innsbruck. In: DUBOIS-TAINE, G. (Hg.) *Outskirts of European Cities*. State-of-the-Art Report (= COST-Action C 10). Brüssel: 47–63.

- BORSDDORF, A., 2004. On the way to post-suburbia? Changing structures in the outskirts of European cities. In: A. BORSDDORF & P. ZEMBRI (Hg.) *European Cities: Insights on Outskirts*. Structures (= COST-Action C 10). Paris: 2–28.
- BORSDDORF, A. & V. MAYER, 2003. Observations on Commercial Areas in the Outskirts of European Cities. In: A. BORSDDORF & C. PARNREITER (Hg.) *International Research on Metropolises. Milestones and Frontiers*. ISR-Forschungsberichte 29. Wien: 101–114.
- BRAKE, K., J.S. DANGSCHAT & G. HERFERT (Hg.), 2001. *Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen*. Opladen.
- BURDACK, J., 2001. Die städtische Peripherie zwischen „suburbanen“ und postsuburbanen Entwicklungen. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 75, 2/3: 188–196.
- CHRISTALLER, W., 1933. *Die zentralen Orte in Süddeutschland*. Jena.
- CVK SCHROEDEL GEOGRAPHISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT (Hg.), 1984. *Seydlitz Weltatlas*. Berlin.
- EISINGER, A. & M. SCHNEIDER (Hg.), 2003. *Stadtland Schweiz. Untersuchungen und Fallstudien zur räumlichen Struktur und Entwicklung in der Schweiz*. Basel, Boston, Berlin.
- DUBOIS-TAINE, G. (Hg.), 2004. *European Cities: Insights on Outskirts*, Vol. 1 (= COST-Action C 10). Paris.
- FRANKHAUSER, P., 2003. La „ville fractale“ et la fractalité des villes. In: A. BORSDDORF & C. PARNREITER (Hg.) *International Research on Metropolises. Milestones and Frontiers*. ISR-Forschungsberichte 29. Wien: 65–83.
- GEISLER, W., 1924. *Die deutsche Stadt. Ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft*. Stuttgart.
- HARVEY, D., 1985. *The Urbanization of Capital*. Oxford.
- HARVEY, D., 1999. *The Limits to Capital*. 2. Aufl. London.
- KLING, R., S. OLIN & M. POSTER (Hg.), 1991. *Postsuburban California: the Transformation of Postwar Orange County since World War II*. Berkeley, Los Angeles, Oxford.
- MITSCHERLICH, A., 1968. *Die Unwirtlichkeit der Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt/M.
- PIRON, O. & G. DUBOIS-TAINE (Hg.), 1998. *La Ville émergente. Constats pour renouveler les lignes d'action publiques*. Paris.
- PRIEBS, A., 2001. Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management. In: AG DER REGIONALVERBÄNDE IN BALLUNGSRÄUMEN UND KOMMUNALVERBAND GROSSRAUM HANNOVER (Hg.) *Postsuburbia – Herausforderungen für stadregionales Management*. Beiträge zur regionalen Entwicklung 90. Hannover: 7–11.
- SCHUMACHER, M. & M. KOCH, 2004. Mapping the unmapped, seeing the unseen. In: BORSDDORF, A. & P. ZEMBRI (Hg.) *European Cities: Insights on Outskirts*. Structures (= COST-Action C 10). Paris: 47–76.
- SCHWIND, M., 1932. *Kulturlandschaft als geformter Geist*. Braunschweig.
- SHORT, J.R., 1996. *The Urban Order*. Cambridge (Mass.), Oxford.
- STEGE, H.-A., 1986. Kulturanthropologische Ausgangspunkte des lateinamerikanischen Städtewesens. In: KOHUT, K. (Hg.) *Die Metropolen in Lateinamerika – Bedrohung oder Hoffnung für den Menschen*. (=Eichstätter Beiträge 18). Regensburg: 15–30.
- WILHELMY, H., 1952. *Südamerika im Spiegel seiner Städte*. Hamburg.

WILHELMY, H. & A. BORSODORF, 1984. *Die Städte Südamerikas. Teil 1: Wesen und Wandel*. Urbanisierung der Erde 3/1. Stuttgart, Berlin.

WOOD, G. 2003. Die postmoderne Stadt: Neue Formen der Urbanität im Übergang vom zweiten ins dritte Jahrtausend. In: H. GEBHARDT, P. REUBER & G. WOLKERSDORFER (Hg.) *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg, Berlin: 131–148.



## Zwischen Kern und Peripherie – „Neue Urbane Zentren“ als Herausforderung für Stadtplanung und Stadtforschung.<sup>1</sup>

*Christoph Gollner und Hannes Wimmer (Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien)*

### 1 Zwischen Kern und Peripherie

Das Bild der kompakten Europäischen Stadt ist in den vergangenen Jahrzehnten im Wandel begriffen. Neue Strukturen entstehen dabei vor allem im engeren und weiteren Stadtumland, aber auch in den Bereichen zwischen urbanen Subzentren und der Peripherie. Besonders flächenintensive Nutzungen, wie die industrielle Produktion und die ständig größer werdenden Fach- und Verbrauchermärkte, prägen wohl am augenscheinlichsten diese Entwicklungen.

Die großflächigen Shoppingcenter in Form einheitlich geplanter, errichteter und verwalteter Agglomerationen von Einzelhandels- und Dienstleistungsbetrieben entstehen seit den 1970er Jahren vielfach auf der sprichwörtlich „grünen Wiese“. Die Verbindung der Shoppingcenter mit Freizeit- und Gastronomieeinrichtungen, zusammengefasst als „Urban Entertainment Center“ bezeichnet, ist hingegen als Phänomen der 1990er Jahre zu betrachten. Vielfach werden künstliche Erlebniswelten geschaffen und damit versucht, die traditionelle Stadt mit historischen Fassaden, Märkten, Plätzen, Brunnen zu imitieren, wobei die vermeintlich negativen Seiten der Großstadt (Bettler, Kriminalität, Vandalismus etc.) ausgeblendet werden. Charakteristisch ist das Auftreten von internationalen Investoren, die solche Projekte teilweise in Public-Private-Partnership entwickeln und umsetzen. Der Einzelhandel überwiegt dabei zwar als Umsatzbringer, nach außen wird aber oftmals die Freizeitfunktion werbetechnisch in den Vordergrund gestellt, um nicht zuletzt eine politisch-gesellschaftliche Akzeptanz der Immobilie zu sichern.

Neben den Urban Entertainment Center verbreiten sich zunehmend auch „Factory Outlet Center“ (FOC), die im Einzugsbereich von Städten gelegen, oft ganze Dörfer nachbauen, aber einzig und allein dem Verkauf von Markenartikeln dienen. Sie dienen ursprünglich dem „Fabrikverkauf“ als nachgeordnete Funktion produzierender Betriebe und legten sich damit das Image einer billigen Einkaufsmöglichkeit für Designerware zu. Tatsächlich bieten FOC heute ein durchaus innenstadtrelevantes Sortiment an, das jedoch infolge der Konkurrenzbedingungen zu Innenstadtboutiquen „autoorientiert“ vertrieben werden muss. Der Preisvorteil für die Endabnehmer relativiert sich somit merklich und manche Outlet Center verwandeln sich schrittweise in „normale“ Shoppingcenter.

Nach der Suburbanisierung der Funktionen Industrie, Handel, Wohnen und Freizeit lässt sich nun eine verstärkte Randwanderung von Büronutzungen feststellen. In der wissen-

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist eine Weiterentwicklung des Referats „Kern und Peripherie – neue Strukturen und alte Instrumente“ von Ch. Gollner und H. Wimmer anlässlich der Tagung „Das Verbindende der Kulturen“ (Austria Center, 8.11.2003) und einer gleichnamigen Exkursion des Instituts für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW im Rahmen der Wiener Wissenschaftstage im Oktober 2003.

schaftlichen Literatur findet dieses Phänomen in dem von Joel GARREAU (1992) geprägten Begriff der „Edge City“ seinen Ausdruck. Er definiert Edge Cities als neue Außenstädte außerhalb der administrativen Stadtgrenzen und gibt als Richtwert eine Bürofläche von 465.000 m<sup>2</sup> an, wobei die Verkaufsfläche für den Einzelhandel bei 56.000 m<sup>2</sup> liegt. Der Anteil der Arbeitsbevölkerung ist höher als jener der Wohnbevölkerung. Als Standorte fungieren Punkte guter Erreichbarkeit (Autobahnknoten) mit einem Einzugsgebiet von ca. 250.000 Einwohnern innerhalb von 15 Autominuten. Während die Entstehung der von Garreau beschriebenen Edge Cities im Zusammenhang mit den exorbitanten Immobilienpreise in den Zentren der amerikanischen Städte (Down town) zu sehen ist, unterscheidet sich Kontinentaleuropa insofern, als hier –nicht wie in Nordamerika – die Vertikalstruktur der Skyline die Höhe der Bodenpreise widerspiegelt, sondern im Hinblick auf den Denkmal- und Ensembleschutz Hochhäuser bisher meist einen Respektabstand zum historischen Zentrum hielten (LICHTENBERGER 2002).

Obschon der Begriff der Edge City aus mehreren Gründen (Größe, Lage etc.) hier nicht anzuwenden ist, entstanden in den letzten Jahren selbst in europäischen Städten neue Büroimmobilienstandorte mit bemerkenswerter Gebäudehöhenentwicklung, die gewisse Ähnlichkeiten mit den Edge Cities aufweisen. Im Folgenden werden anhand des Beispiels Wien die spezifischen Entstehungsbedingungen der als „Neue Urbane Zentren“ bezeichneten Standorte beschrieben und anschließend die besonderen Herausforderungen für die Stadtplanung diskutiert.

## 2 Determinanten der jüngsten Wiener Stadtentwicklung

Die Stadtentwicklung Wiens wurde seit 1989 in verstärktem Ausmaß durch internationale bzw. globale Entwicklungen bestimmt. Drei Ereignisse sind hervorzuheben:

1. Die Öffnung der Grenzen zu den östlichen Nachbarn seit 1989 und die damit verbundene geopolitische Neupositionierung Wiens.
2. Die Krise im ehemaligen Jugoslawien und der damit verbundene Flüchtlingsstrom.
3. Der EU-Beitritt Österreichs am 1. Jänner 1995 mit seinen Auswirkungen auf Gesetzgebung und Wirtschaftsdynamik.

Diese Ereignisse trugen dazu bei, dass sich mit einiger Verspätung auch in Wien die sich in den westlichen Industriestaaten seit den 1980er Jahren abzeichnenden gesellschaftlich-ökonomischen Trends (Deregulierung und Liberalisierung des Wirtschaftslebens, Tendenz einer gesellschaftlichen Polarisierung) durchsetzten.

Auf der einen Seite führte gestiegenes Investoreninteresse am Standort Wien zu verstärkter Nachfrage nach modernst ausgestattetem Büroraum, welche im historischen Stadtzentrum nicht mehr zu befriedigen war, andererseits befindet sich Wien seit Beginn der 1990er Jahre in verschärftem Städtewettbewerb um potentielle Investoren.

Die Stadt Wien trug diesen Entwicklungen nicht zuletzt mit einer weniger restriktiven Handhabung der Baubestimmungen Rechnung, was zur Entwicklung neuer Standorte – außerhalb des Stadtzentrums in ehemals „peripheren“ Lagen – und zum Bau mehrerer Hoch-

hausprojekte führte. Das Büroflächenvolumen stieg im Zeitraum 1988 bis 2003 um 43% auf 9,2 Millionen Quadratmeter an (CB RICHARD ELLIS 2003).

### 3 Kennzeichen der „Neuen Urbanen Zentren“ in Wien

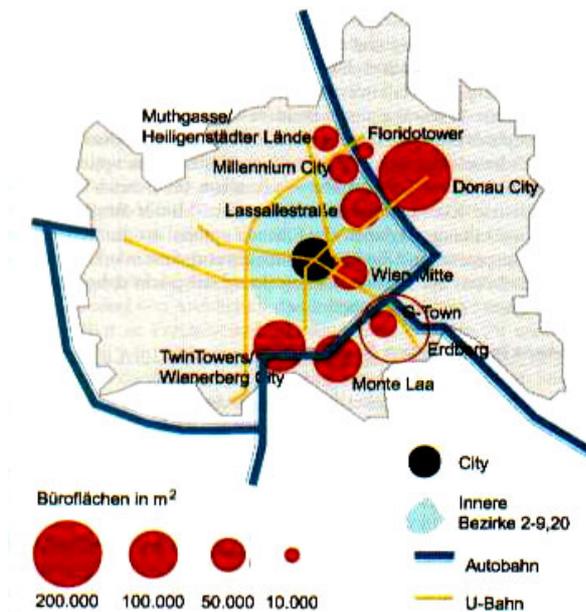
Als „Neue Urbane Zentren“ (als Begriff analog HATZ & KUCERA 2002) lassen sich in Wien insbesondere folgende Projekte der vergangenen Jahre anführen: Donau City (teilweise fertiggestellt), Millennium City (fertiggestellt), Wien Mitte (projektiert), Gasometer City bzw. G-Town (fertig gestellt), Monte Laa (in Bau) und Wienerberg City/Twin Towers (Büroflächen fertiggestellt, Wohnflächen in Fertigstellung). Diese Projekte stellen – bei aller Unterschiedlichkeit – eine neue Kategorie im Bereich Standortwahl, Größenordnung und Nutzungsmischung dar. Dies soll im Folgenden kurz dargestellt werden.

#### 3.1 Standortwahl

Die Standortwahl der Neuen Urbanen Zentren in Wien folgt der Logik großer Büroimmobilienprojekte und lässt sich wie folgt charakterisieren:

1. Eigentumsverhältnisse als bedeutender Kostenfaktor sind ein zentrales Kriterium der Standortwahl. Verfügen potentielle Investoren über Grundstücksreserven, so werden diese bevorzugt für Projektentwicklungen herangezogen. Bestes Beispiel ist die Wienerberg City (Grundeigentümer und Projektentwickler: Wienerberger AG). Beim Projekt Monte Laa (Projektentwicklung: Porr AG) liegt der Standort nicht nur im Bereich bzw. im direkten Anschluss der so genannten Porr-Gründe; die Form der Bebauung (teure Überplattung der Stadtautobahn A23) entspricht auch den elementaren Interessen einer Baufirma.
2. Die Verkehrsinfrastruktur ist entscheidend für die Standortwahl. Entgegen den Intentionen der Stadtplanung scheint allerdings weniger die Lage an einem leistungsfähigen öffentlichen Verkehrsmittel, sondern vielmehr die Lage am Hochleistungsnetz des motorisierten Individualverkehrs höchste Priorität zu genießen. Abb. 1 veranschaulicht die Situierung der Zentren entlang bzw. im unmittelbaren Einzugsbereich der Wiener Stadtautobahnen (Ausnahme: Wien-Mitte).
3. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Kriterium der Standortwahl ist – insbesondere bei international agierenden Investoren – die Sichtbarkeit bzw. Prestige-trächtigkeit des Standorts. Dies wird einmal mehr am Beispiel der Wienerberg City deutlich, deren Twin Towers zu einem weithin sichtbaren „Landmark“ der Wiener Südeinfahrt geworden sind. Einen internationalen Trend repräsentieren Projekte „am Wasser“ (Waterfront Development) – diesem Trend folgend genießen in Wien Entwicklungen entlang der Donau (Millennium City, Donau City) hohe Attraktivität (abgesehen davon, dass in diesem Bereich relativ zentrumsnah Flächenreserven vorhanden sind).

Abbildung 1: Standorte der Neuen Urbanen Zentren



Quelle: HATZ & KUCERA (2002: 263).

Die vormals ausschlaggebende räumliche Zentralität des Standorts wird durch die Zentralität der Verkehrsanbindung ersetzt. Im Gegensatz zu monofunktionalen Einkaufszentren (wie der Shopping City Süd) dürfte die Zentrumsnähe für die Neuen Urbanen Zentren schon aus Prestige Gründen bedeutend sein. Stadtstrukturell ergibt sich daraus eine Auffädung der neuen Zentren am Schnittpunkt zwischen Stadtkern (dicht bebautes Stadtgebiet) und Peripherie, was zu einer überproportionalen Aufwertung dieses Stadtbereichs geführt hat und führen wird. Ein Umstand, der letztlich eine Schwächung der klassischen „City“ zur Folge hat, was allerdings durchaus langfristigen Intentionen der Stadtentwicklung (Entlastung des historischen Stadtzentrums) entspricht.

Es stellt sich die Frage, ob aus Sicht der Investoren die effektiven baulichen Beschränkungen im historischen Stadtkern (Denkmalschutz!) das entscheidende Argument gegen den Standort City sind<sup>2</sup> oder ob die neuen, semiperipheren Standorte den Anforderungen moderner Büroimmobilien am besten entsprechen.

### 3.2 Funktionsmischung

Neue Urbane Zentren bilden mehr oder weniger in sich geschlossene Einheiten – egal, ob innerhalb eines einzigen Gebäudes oder als Gruppierung mehrerer Gebäude bis hin zur Bildung kleiner Stadtteile. Gemäß dem so genannten „Town-in-Town-Prinzip“ stellen Neue Urbane Zentren auch funktional relativ abgeschlossene Gebilde mit einem unterschiedlichen Grad an angestrebter und tatsächlicher „Autarkie“ dar. Aus Tabelle 1 wird ersichtlich, dass in Neuen Urbanen Zentren neben kommerziellen Funktionen auch der Wohnfunktion zum Teil beachtlich hoher Stellenwert eingeräumt wird. Diese Zentren stellen

<sup>2</sup> Die Geschichte des Projekts „Wien-Mitte“ ist ein Beispiel für die Problematik innenstadtnaher Standorte.

schon aus dieser Sicht einen grundsätzlich anderen Typus als etwa die Shopping City Süd mit ausschließlich konsumorientierter Nutzung dar.

Tabelle 1: Nutzungsmix: Neue Urbane Zentren im Vergleich zur Shopping City Süd

	Büro	Freizeit, Shopping, Kultur	Wohnen
Millenium City	30%	47%	23%
Wienerberg City	58%	6%	36%
Gasometer	25%		75%
DonauCity	44%	35%	31%
Shopping City Süd	100%		

Anm.: Die Angaben beziehen sich auf die tatsächlichen Flächen laut Quellenangaben; im Falle noch nicht vollständig fertig gestellter Vorhaben (Donau City, Wienerberg City) auch auf Zielvorstellungen.

Quellen: MAGISTRAT DER STADT WIEN 2004, MILLENNIUM CITY BETRIEBSGESELLSCHAFT M.B.H. 2004, SHOPPING CENTER VÖSENDORF VERWALTUNGSGES.M.B.H. 2004, WED 2004.

Mit dieser Funktionsmischung werden klassische städtebauliche Leitbilder aufgenommen, wie etwa „Stadt der kurzen Wege“, „durchmischte Stadt“ etc. Neben durch Nutzungsmischung tatsächlich zu erzielenden ökonomischen Effekten (Mieteinnahmen durch Geschäfte, Kundenfrequenz durch Wohnnutzung etc.) dienen solche Schlagworte vor allem auch der Zielgruppenwerbung: Mit suggerierter „Urbanität“ und einer in sich geschlossenen Corporate Identity soll offensichtlich eine zahlungskräftige, junge Klientel angesprochen und erreicht werden.

Die Folge ist eine gegen den klassischen Begriff von „Urbanität“ gerichtete Entwicklung: Neue Urbane Zentren sind vermarktbar Produkte, die sich an einer Teilöffentlichkeit orientieren, andere Gruppen jedoch als Nutzer nicht nur ausschließen, sondern auch ausschließen können, da öffentlicher, für jedermann zugänglicher Raum nicht oder nur begrenzt existiert (Privatisierung des öffentlichen Raums). Zum Teil massive Zutrittsbeschränkungen betreffen in der Regel zwar nur Büroflächen in Hochhäusern (Millennium Tower, Twin Tower), scheinbar öffentliche Räume (etwa in den Shopping-Bereichen) unterliegen jedoch ebenfalls privater Kontrolle.

#### 4 Versagen die klassischen Instrumente der Stadtplanung?

Neben dem rasanten Entstehungstempo der Neuen Urbanen Zentren haben Planung und Politik ein viel grundsätzlicheres Problem im Umgang mit diesen neuen Strukturen. Was unterscheidet nun aber die neuen städtischen Zentren von jenen Subzentren, wie sie bereits seit den 1960er Jahren in Entwicklungsplänen immer wieder propagiert wurden?

Die herkömmlichen Subzentren (in Wien meist Bezirkszentren) sind sowohl analytisch als auch normativ als Versorgungszentren des umliegenden Stadtviertels zu sehen. Im Christaller'schen Verständnis der Zentralen Orte geht es um eine Entlastung des Oberzentrums ab einer kritischen Größe des Einzugsbereiches. Subzentren der gleichen Hierarchiestufe werden dementsprechend von Planung und Politik mit möglichst gleichwertigen Versorgungs-, Infrastruktur- und Kultureinrichtungen (Schulen, Märkte, Fußgängerzonen, U-Bahn-Anschluss etc.) ausgestattet.

Neue Urbane Zentren sind von ihrem Umfeld hingegen weitgehend „entkoppelte“ Dienstleistungsstandorte, die eher einer globalen, denn einer lokalen Logik folgen. Sie gehen tendenziell dazu über, den öffentlichen Raum zu ersetzen und zu privatisieren bzw. besonders attraktive Areale als „exklusiv“ zu vermarkten, um nur einem ausgewählten Besucherkreis den Zutritt zu gewähren (Clubfaktor). Diese Standorte haben eine stark sozial selektive Wirkung, in der Ausschluss über symbolische, ökonomische und physische Zutrittsbarrieren erfolgt. Im Unterschied zu den Christaller'schen Versorgungszentren ist nicht mehr die gleichmäßige, von oben geplante Ausstattung der Standorte von Bedeutung, sondern diese konkurrieren miteinander um Unternehmen, Bewohner, Kunden und Sichtbarkeit (Hochhäuser!) und spezialisieren sich auch dementsprechend.

Für die Gesamtstadt bedeuten solche Zentren eine stärkere räumliche, soziale und ökonomische Polarisierung und das Entstehen von innerstädtischen Peripherien. Durch die massive Aufwertung von „Neuen Urbanen Zentren“ werden zentrumsnähere Büro- und Wohnstandorte entwertet.

Die Wiener Stadtplanung verfügt konkret über keine verbindlichen langfristig-strategischen Planungsinstrumente. Rechtlich verbindlich und damit zentrales Steuerungsinstrument ist der Flächenwidmungs- und Bebauungsplan, daneben haben sich in den letzten Jahrzehnten folgende strategische Konzepte etabliert:

- Wiener Stadtentwicklungsplan (bisher: STEP 84 und STEP 94, derzeit in Ausarbeitung: STEP 05),
- Wiener Strategieplan 2000,
- Teilkonzepte wie der Verkehrsmasterplan 2003 oder das Konzept „Hochhäuser in Wien“ 2001.

Der Flächenwidmungs- und Bebauungsplan wird vom Gemeinderat für bestimmte Stadtteile und Parzellen erlassen und legt funktionale und bauliche Nutzung(sbeschränkungen) fest. Nur gegen diese Bestimmungen bestehen auf Seiten der Betroffenen Mitsprache- und Berufungsrechte. Alle anderen Konzepte haben eher den Charakter von planerisch-politischen Zielsammlungen und Absichtserklärungen und damit eher „moralische“ Verbindlichkeit für Politik und Verwaltung. Während in den übrigen Bundesländern<sup>3</sup> die Flächenwidmungspläne der Gemeinden durch die Aufsichtsfunktion der Länder auf deren Übereinstimmung mit lokalen und regionalen Entwicklungskonzepten hin überprüft werden und gegebenenfalls deren Gültigkeit versagt werden kann, ist Wien als Gemeinde und Bundesland diesbezüglich ein Sonderfall: Konkrete Planungsumsetzung einerseits und

---

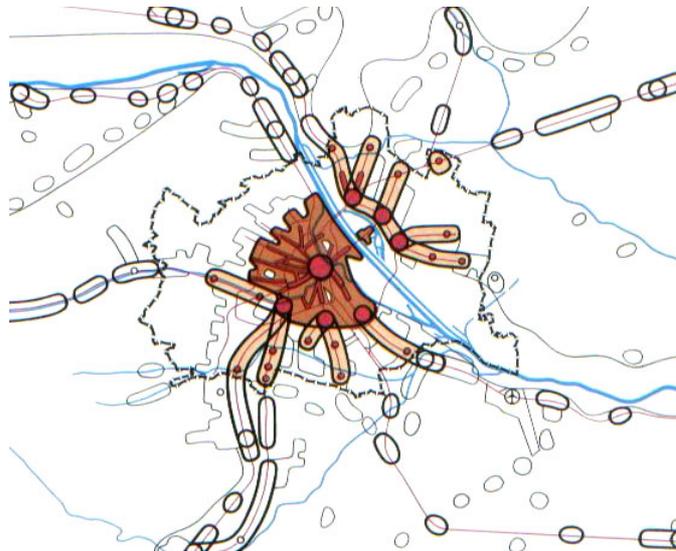
<sup>3</sup> Ein häufig kritisierte Umstand der österreichischen Raumordnung ist deren länderweise Regelung. Ein bundesweites Raumordnungsgesetz existiert in Österreich nicht.

Überprüfung der Maßnahmen anhand von Leitlinien andererseits liegen in der Hand derselben Körperschaft, nämlich der Gemeinde Wien. Somit unterliegen Planungsmaßnahmen faktisch keiner Kontrolle durch eine übergeordnete Instanz. Bestimmungen etwa des Stadtentwicklungsplans werden bei konkreten Nutzungsinteressen allzu leicht Makulatur.<sup>4</sup>

Der im Zuge eines verschärften Städtewettbewerbs gestiegene Nutzungsdruck hat die Stadt gegenüber potenten Investoren in die Defensive gebracht.<sup>5</sup> Die Untersuchung der Übereinstimmung der Neuen Urbanen Zentren mit den Leitlinien der Stadtentwicklung veranschaulicht diesen Umstand:

- Eine vom Magistrat der Stadt Wien in Auftrag gegebene Studie zum Büroimmobilienmarkt ergab, dass 37% der Wiener Büroimmobilienprojekte der vergangenen Jahre außerhalb der vom STEP 94 festgelegten Entwicklungsachsen liegen (vgl. Abb. 2; BLAAS ET AL. 2003).

Abbildung 2: Zentrenkonzeption STEP 94



Quelle: MAGISTRAT DER STADT WIEN (1994: 101).

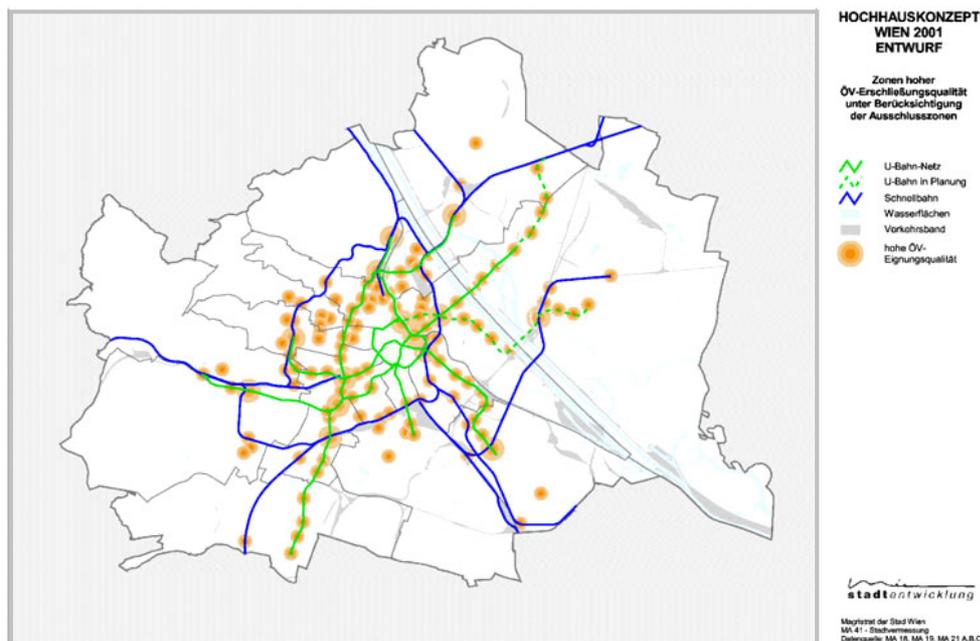
- Neue Urbane Zentren wie Twin Towers/Wienerberg City oder Monte Laa widersprechen in Form und Inhalt den Intentionen sowohl des STEP 94 als auch anderer Teilkonzepte wie in diesem Fall dem Wiener Hochhauskonzept: Schon die Grundbedingung für jede zentrale Einrichtung dieser Größe, nämlich der Anschluss an ein leistungsfähiges öffentliches Verkehrsmittel, wird hier nicht erfüllt (MAGISTRAT DER STADT WIEN 1994: 67 ff.; MAGISTRAT DER STADT WIEN 2001 a). In der

<sup>4</sup> Diese Ausführungen zielen auf die Tatsache ab, dass die Einhaltung selbst verordneter stadtplanerischer Leitlinien in Wien allein schon aufgrund der rechtlichen Konstruktion höchst „flexibel“ gehandhabt werden kann – ein ganz abgesehen von der möglichen Sinnhaftigkeit im Einzelfall grundsätzlich unbefriedigender Zustand. Auf die Frage, wie weit ein stärker institutionell hierarchisierter und rechtlich kontrollierbarer Planungsablauf auch zu tatsächlich befriedigenderen Ergebnissen in der Realität führt, kann und soll hier freilich nicht eingegangen werden.

<sup>5</sup> Die Frage, inwieweit diese „Defensive“ eine Auswirkung international „vorgegebener“ Entwicklungen darstellt oder doch zumindest in Teilen auf „hausgemachte“ Politik basiert, ist im Kontext der Diskussion, wie weit lokale, regionale und nationalstaatliche Regulierung überhaupt noch wirkungsvoll sein kann, zu sehen.

Karte der Eignungszonen für Hochhäuser im Wiener Hochhauskonzept (vgl. Abb. 3) wird der normativen Kraft des Faktischen insofern Rechnung getragen, als der Standort Wienerberg – aus den Leitlinien des Konzepts nicht nachvollziehbar – als inselartige Eignungszone ausgewiesen wird. Der Standort Monte Laa scheint nicht auf.

Abbildung 3: Eignungszonen im Wiener Hochhauskonzept



Quelle: MAGISTRAT DER STADT WIEN 2001a.

Die Flächenwidmung für stadtstrukturell folgenschwere Großprojekte erfolgt somit in hohem Maße projektbezogen und weniger plan- bzw. planungsbezogen. Leitlinien, die noch dazu zu einem mittlerweile weit zurückliegenden Zeitpunkt erlassen wurden, haben im Anlassfall offensichtlich wenig Bedeutung. Die Standortlogik der investierenden Unternehmen – Eigentumsverhältnisse, Anbindung an leistungsfähige Verbindungen des motorisierten Individualverkehrs, prominente Lage etc. – scheint hier eine größere Rolle zu spielen als Planungsfestlegungen der Gemeinde Wien. Die Stadt Wien als Grundeigentümerin gerät bei Investitionsvorhaben unter Druck: Verkauf oder Verpachtung an internationale Investoren zu Marktpreisen ist im Kontext des Städtewettbewerbs mit unmittelbaren Konkurrenten wie Prag und Budapest nur schwer möglich.

Die Tatsache, dass bei der Größenordnung der Projekte auch eine Reihe anderer gesamtstädtischer Zielsetzungen berührt werden – etwa die Zielsetzung für den Modal Split im Zieljahr 2010 – sollte daher nicht nur zur kritischen Hinterfragung der Projekte selbst, sondern v.a. auch zur kritischen Beurteilung der Zielsetzungen bzw. des Planungsinstruments überhaupt führen (MAGISTRAT DER STADT WIEN 1994: 167)<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Im STEP 94 wird die Verlagerung der Anteile der Verkehrsmittel an der Gesamtwegezahl (Modal Split) wie folgt angestrebt: 1990: öffentlicher Verkehr 37%, motorisierter Individualverkehr 37%, nicht-motorisierter Individualverkehr 26% → 2010: ÖV 45%, MIV 25%, NMIV 30%.

Erschwerend wirkt sich aus, dass es keine koordinierter Planung zwischen der Stadt Wien in ihren administrativen Grenzen und ihrem niederösterreichischen Umland gibt. Auch in diesem Fall haben Institutionen wie die Planungsgemeinschaft Ost-Region (PGO) eher informellen Charakter. Spätestens wenn es um die Ansiedlung von Betrieben geht, zeigt sich die Konkurrenz zwischen Wien und seinen Umlandgemeinden.

Als Lösungsansätze werden derzeit unterschiedliche Varianten diskutiert. Sie bestehen einerseits in einer auf Ordnungsplanung sich berufenden Ausweitung von Schutzzonen und andererseits in einer vorausschauenden Entwicklung von potentiellen neuen Büroimmobilienstandorten, um dem Umland den Wind aus den Segeln zu nehmen und im Vertrauen darauf, dass der Markt irgendwann gesättigt sein wird.

Neben diesen Ansätzen gibt es auch Versuche, das Problem strukturell anzugehen, indem etwa Planwertgewinne, die sich durch die Entwicklung eines Standortes ergeben und bisher von den Investoren abgeschöpft wurden, durch eine Bezuschussung seitens Privater für öffentliche Infrastrukturleistungen einzufordern.

Die grundlegendste Herausforderung für die Stadtplanung sollte jedoch die Entwicklung von Strategien sein, die wirtschaftliche Interessen und stadtstrukturelle Verträglichkeit miteinander in Einklang bringen. Strategien, die – wenn der Begriff schon inflationär verwendet wird – „Urbanität“ im klassischen Sinn fördern und weniger abgeschlossene Implantate im Stadtkörper produzieren.

Oder muss man diese Entwicklung ganz einfach als eine „Kultur zwischen Kern und Peripherie“ akzeptieren?

## Literatur

BLAAS, W., OPPOLZER, G., PUCHINGER, K., ROSENBERGER, M. & R. ZUCKERSTÄTTER, 2003. *Büromarkt und Stadtentwicklung: Stadtstrukturelle Wirkungen der Wiener Wirtschaftsentwicklung*. Studie im Auftrag der Stadt Wien (MA 18). Hg.: Stadtentwicklung Wien.

CB RICHARD ELLIS, 2003. Vienna – Office Market Index Brief – Q4 2003. Wien.

GARREAU, J., 1992. *Edge City. Life On The New Frontier*. New York.

HATZ, G. & KUCERA, I., 2002. Das „Neue“ Wien. In: H. FASSMANN und G. HATZ (Hg.) *Stadtgeographische Exkursionen*. Wien: 259–282.

KRÄTKE, S., 2001. *Globalisierung, Weltstädte und Globalizing Cities. Ansätze und Ergebnisse der Forschung zum Phänomen der Global City*. In: <http://home.t-online.de/home/320024190425/Kraetke/index.html>, 15.3.2001

LICHTENBERGER, E., 2002. Wem gehört die 3. Dimension der Stadt? *Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft* 143: 7–34.

MAGISTRAT DER STADT WIEN, MA 18 (Hg.), 1994. *Stadtentwicklungsplan für Wien – STEP 1994*. Wien.

MAGISTRAT DER STADT WIEN, MA 18 (Hg.), 2000. *Strategieplan für Wien*. Wien.

MAGISTRAT DER STADT WIEN, MA 18 (Hg.), 2001a. *Hochhäuser in Wien*. Wien.

MAGISTRAT DER STADT WIEN, MA 18 (Hg.), 2001b. *Strategieplan für Wien. Zusammenfassung*. Wien.

MAGISTRAT DER STADT WIEN, MA 18 (Hg.), 2004. *Erdberger Mais*. In:  
[http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/erdberger\\_mais/umb\\_gas.htm](http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/erdberger_mais/umb_gas.htm), 28.04.2004.

MILLENNIUM CITY BETRIEBSGESELLSCHAFT M.B.H., 2004. <http://www.millennium-city.at/default.asp?id=215&lid=1>, 28.04.2004.

SASSEN, S., 1996. *Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities*. Frankfurt/Main – New York.

SHOPPING CENTER VÖSENDORF VERWALTUNGSGES.M.B.H., 2004. <http://www.scs.at/wir/zahlen.php>,  
28.04.2004.

WED – WIENER ENTWICKLUNGSGESELLSCHAFT FÜR DEN DONAURAUM (Hg.), 2004. <http://www.viennadc.at>,  
28.04.2004.

# Aktuelle Tendenzen der Dezentralisierung von Kultureinrichtungen in Wien und Paris

Walter Rohn (Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien)

## 1 Einleitung

Der Einsatz von Kulturprojekten als Katalysatoren für die Stadtentwicklung repräsentiert bereits eine weit verbreitete Strategie. Im Rahmen dieser Strategie werden Kulturprojekte als Werkzeuge für die bauliche, räumliche, wirtschaftliche und soziale Entwicklung von Städten eingesetzt. Rezente Konzeptionen dieses Ansatzes sind u.a. „*cultural flagship projects*“ (BIANCHINI 1993: 5), „*cultural upgrading policy*“ (SEO 2002: 114), „*culture-orientated approaches to urban revitalization*“ (GRIFFITHS 1995: 255) oder „*entertainment-led regeneration*“ (MCCARTHY 2002: 105).

Kulturelle Strategien der Stadtentwicklung können sowohl auf gesamtstädtischer wie auf lokaler Ebene (Bezirke, Stadtteile usw.) implementiert werden. Auf der gesamtstädtischen Ebene dienen groß dimensionierte Kulturprojekte im Kontext des Städtewettbewerbs primär der Schaffung von neuen und attraktiven Images für Städte. Beispiele sind hier etwa die „*grands travaux*“ der Mitterrand-Ära in Paris, das Guggenheim Museum in Bilbao, Tate Modern in London oder die Präsentation von Graz als Europäische Kulturhauptstadt 2003.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags stehen Kulturinitiativen auf der lokalen Ebene. Diese Projekte zielen primär auf die Aufwertung peripherer oder anderer benachteiligter Stadtviertel ab. Anzumerken ist hier, dass die Grenzen zwischen Projekten auf der gesamtstädtischen und solchen auf der lokalen Ebene gelegentlich verschwimmen. Zu den möglichen positiven Auswirkungen von lokalen Kulturprojekten zählen u.a. die Förderung der kulturellen Autonomie von Stadtvierteln, die Demokratisierung von Kultur, die Integration unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und die Herausbildung einer stärkeren Identität von Stadtteilen.

Zu Beginn sind hier zwei Begriffe abzugrenzen: Der Terminus Kultur wird u. a. in philosophischen, anthropologischen, linguistischen, ästhetischen oder historischen Kontexten verwendet. Aus den vielen angebotenen Definitionen von Kultur wird hier die von Marshall Salins (University of Chicago) im Jahr 1995 unterbreitete Festlegung herausgegriffen. Salins definiert Kultur in prägnanter Weise als „*total and distinctive way of life of a people or society*“ (INST 2003). Die zweite Abgrenzung bezieht sich auf die neuen Kulturinitiativen in den Randbezirken. Unter diesen werden die seit etwa Mitte der 1990er Jahre etablierten Veranstaltungsorte und Festivals für Musik, Theater, Kabarett, Lesungen, Ausstellungen, Installationen, Performances, Medienkunst, elektronische Kunst und Film in den Randgebieten verstanden.

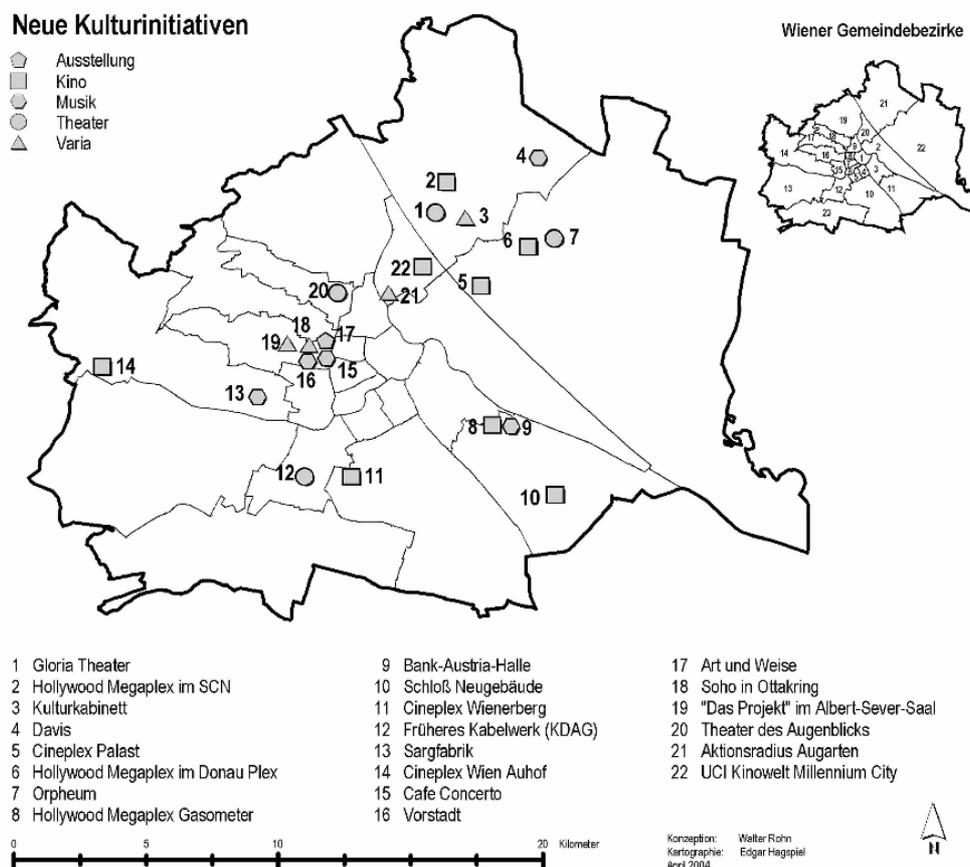
Die Auswirkungen neuer Kulturprojekte auf die Entwicklung von peripheren Gebieten in europäischen Kernstädten werden derzeit im Rahmen eines Forschungsprojekts am Institut

für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW untersucht. Im Folgenden werden am Beispiel von Wien und Paris erste Ergebnisse aus diesem Forschungsprojekt vorgestellt.

## 2 Fallstudie Wien

Bis zu den frühen 1990er Jahren litten die Wiener Außenbezirke – die Bezirke 10 bis 23 – in Bezug auf die kulturelle Infrastruktur unter einer starken Unterversorgung. Etwa zur Mitte der 1990er Jahre setzte in den Wiener Randbezirken ein Boom neuer Kultureinrichtungen ein. Eine Fülle neuer Einrichtungen, in erster Linie für darstellende und bildende Kunst sowie Film, wurde gegründet. Das Gloria Theater, das Orpheum, das frühere Kabelwerk und das Theater des Augenblicks präsentieren Theater- und Kabarettprogramme (vgl. Karte 1). Der Jazzclub Davis, die Bank-Austria-Halle, die Sargfabrik, das Cafe Concerto und das Vorstadt sind primär Orte für Musikdarbietungen. Das Kulturkabinett, die jährliche Kunstmesse Soho in Ottakring, „Das Projekt“ und der Aktionsradius Augarten präsentieren verschiedene Kunstrichtungen, die Galerie Art und Weise zeigt Malerei und Fotografie. Dazu kommen mehrere Multiplexkinos und die Filmvorführungen auf dem Areal von Schloss Neugebäude.

Karte 1: Neue Kulturinitiativen in den Wiener Außenbezirken (mit regulärem Programmangebot)



Quelle: Eigener Entwurf auf Basis von Programmankündigungen in Falter, Die Presse, Kurier sowie verschiedenen Internetressourcen.

Die neuen Kultureinrichtungen in den Wiener Außenbezirken unterscheiden sich nicht nur in Hinblick auf ihr Kulturprogramm, sondern auch in Bezug auf ihre Größe und Finanzierungsform voneinander. Während das Gloria Theater, die Bank-Austria-Halle und die Multiplexkinos ein zahlenmäßig größeres Publikum anziehen, bieten beispielsweise das Kulturkabinett, Davis, Vorstadt oder Art und Weise Veranstaltungen in kleinerem Rahmen an. Hinsichtlich der Finanzierung der Projekte ist zwischen Einrichtungen mit einem hohen Ausmaß öffentlicher Unterstützung (Gloria Theater, „Das Projekt“), Initiativen mit einer öffentlich-privaten Finanzierung (Soho in Ottakring), in ehrenamtlicher Weise betriebenen Einrichtungen (Art und Weise, Aktionsradius Augarten) und den rein kommerziellen Multiplex-Kinos zu unterscheiden. Wie die Karte 1 zeigt, sind im 16. und im 21. Bezirk bereits Cluster an neuen Kultureinrichtungen entstanden.

Die Kunstmesse Soho in Ottakring wurde im Jahr 1999 von Ula Schneider ins Leben gerufen. Die Veranstaltung findet jeweils Ende Mai, Anfang Juni im Brunnenviertel im 16. Bezirk statt. Das in der Nähe des Gürtels gelegene Brunnenviertel sowie generell die östlichen Teile des 16. Bezirks sind Gebiete mit einer teilweise schlechten Bausubstanz und einem hohen Ausländeranteil an der Bevölkerung. In den frühen 1990er Jahren wählten junge Künstler das multikulturelle Brunnenviertel wegen der vergleichsweise niedrigeren Mieten und Immobilienpreise als ihr Wohn- und Arbeitsgebiet.

Ula Schneider zitiert im Interview Entwicklungen im New Yorker SoHo als ihren Bezugspunkt. Das wichtigste Motiv für die Ansiedelung von Soho im Gebiet des Brunnensmarkts sei gewesen, *„etwas im eigenen Viertel zu tun“* (Interview mit Ula Schneider, 28. 5. 2001). Die grundlegende Idee von Soho war es, Kunstausstellungen und Events in leer stehenden und genutzten Geschäftslokalen zu präsentieren. Weitere Kunstprojekte finden in den Straßen oder auf dem Yppenplatz, dem zentralen Platz des Brunnenviertels, statt. Mit der Schaffung von Ausstellungsräumen für junge Künstler leitet Soho auch Stadterneuerungsprozesse im Brunnenviertel ein. Zusätzlich zu staatlicher und kommunaler Finanzierung wird das Kunstfestival auch von der Wiener Wirtschaftskammer unterstützt. Querverbindungen von Soho bestehen zur IG Bildende Kunst in der Gumpendorfer Straße und zur „wienstation“ am Lerchenfelder Gürtel (Interview mit Schneider).

Das künstlerische Programm von Soho in Ottakring basiert v.a. auf der Präsentation von Malerei, Objektkunst, Installationen, Performances, Fotografie, Film, Video und Medienkunst, elektronischer Kunst, Lesungen und Musik (SCHNEIDER 2003). In den vergangenen Jahren ist Soho in Ottakring zum kulturellen „flagship project“ des 16. Bezirks geworden. Auf Basis der lebendigen Szene von Künstlern und Kulturprojekten hat die Bezirksvertretung das Label „Ottakring Kultur“ gegründet und unternimmt Versuche, das Areal als Kulturbezirk zu vermarkten (ART POSITION 2003).

Im Frühjahr 2003 wurde vom Autor eine Befragung der Besucher von Soho in Ottakring durchgeführt, aus der hier – in der gebotenen Kürze – einige wichtige Ergebnisse zusammengefasst werden. Im Rahmen der Publikumsbefragung konnten 128 verwertbare Fragebögen gesammelt werden. Die Auswertung dieser Befragung zeigt, dass das Publikum der Kunstmesse relativ jung ist. 40% der Besucher sind jünger als 30 Jahre und weitere 39% zwischen 30 und 40 Jahre alt. Das Publikum von Soho ist weiters als sehr gebildet einzustufen. 48% der Befragten besitzen einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss (alle Ergebnisse: Befragung Soho 2003).

Eine der primären Fragestellungen betraf den Einzugsbereich der Besucher von Kulturveranstaltungen in den Randbezirken. In Bezug auf Soho in Ottakring lautet die Frage, ob das Festival einen Teil der lokalen kulturellen Infrastruktur repräsentiert oder ob die Besucher – im Zuge eines „kulturellen Binnentourismus“ – aus ganz Wien kommen. Für die Besucher von Soho kann die Frage eindeutig beantwortet werden: Lediglich 13% des Soho-Publikums leben im 16. Bezirk. Weitere 14% der Besucher stammen aus den angrenzenden Außen- und 18% aus den benachbarten Innenbezirken. Das bedeutet, dass die Mehrheit der Soho-Besucher (55%) in weiter entfernten Stadtteilen wohnt.

Interessante Antworten ergab auch die Frage nach den kulturellen Aktionsräumen der Soho-Besucher. Aufgrund der noch immer ungenügend ausgebauten kulturellen Infrastruktur der Wiener Randbezirke frequentieren 86% der Befragten primär Kulturveranstaltungen in den besser ausgestatteten Innenbezirken. Besucher aus den Wiener Außenbezirken nehmen jedoch häufiger an Kultur-Events in peripheren Stadtteilen teil als jene aus den Innenbezirken. Während die Besucher der Kunstmesse größtenteils mit dem Programmangebot von Soho zufrieden sind, zeigen sich diese überwiegend unzufrieden mit dem generellen Kulturangebot in den Außenbezirken.

Weiters wurden die Soho-Besucher hinsichtlich ihrer Position zu den möglichen Auswirkungen von Kulturprojekten auf die Entwicklung der Randbezirke befragt. Die erste dieser Fragen bezog sich auf die Verbesserung der Lebensbedingungen in den Randbezirken. Insgesamt 97% der Besucher stuften den diesbezüglichen Beitrag von Kultureinrichtungen als sehr bedeutend bzw. bedeutend ein. Etwas weniger optimistisch ist die Einschätzung der Besucher in Hinblick auf die Integration unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Während insgesamt 91% der Befragten den Beitrag von Kultureinrichtungen zur Integration für sehr bedeutend bzw. bedeutend halten, ist hier im Vergleich zu der vorangegangenen Frage ein höherer Anteil von Antworten der Kategorie „bedeutend“ zu verzeichnen.

Im Jahr 2004 hat das Team um Ula Schneider unter dem Titel „living room-soho“ einen Relaunch des Festivals gestartet. Das Konzept für 2004/05 sieht für das erste Jahr einen *„interdisziplinären, zweiwöchigen Diskursraum im ‚living room-soho‘“* und für das zweite Jahr *„eine öffentliche Präsentationszeit von Ausstellungen und Projekten als Ergebnis der Auseinandersetzungen im ‚living room-soho‘“* vor (VEREIN SOHO IN OTTAKRING 2004).

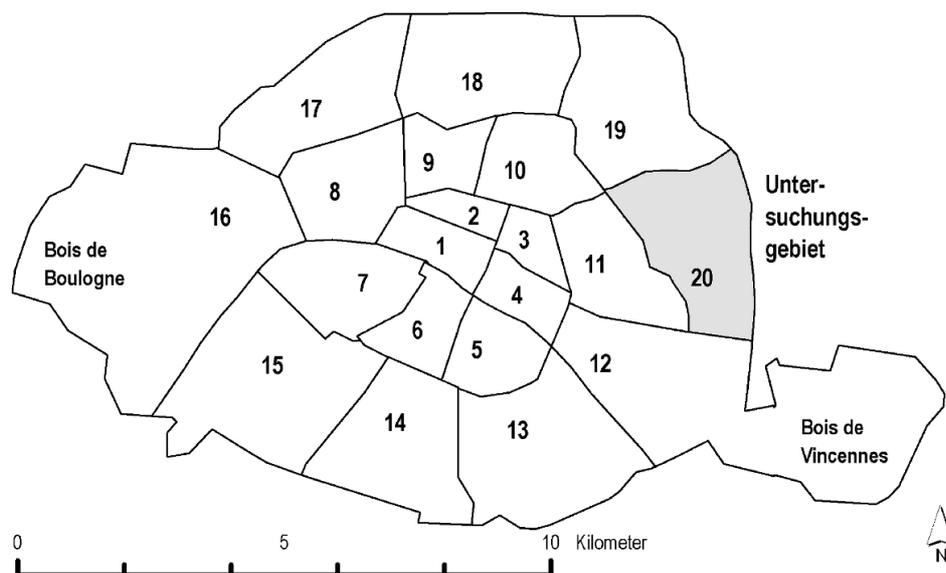
### 3 Fallstudie Paris

Die Dezentralisierung von wichtigen Kultureinrichtungen hat in Paris bereits in den späten 1980er Jahren begonnen. Im Zuge der „grands travaux“ wurden die neue Pariser Oper an der place de la Bastille im Südosten (12. Bezirk) und das „Musée des Sciences et de l'Industrie“ im Nordosten (19. Bezirk) der französischen Metropole angesiedelt. Rezente Beispiele dieser Standortpolitik sind die neue Nationalbibliothek im Südosten (13. Bezirk) sowie die „Cité de la Musique“ und die „Grande Halle de la Villette“, die beide in unmittelbarer Nähe des Wissenschaftsmuseums situiert sind. Trotz dieser Anstrengungen verfügen die Pariser Innenbezirke noch immer über ein viel dichteres Netz an Kultureinrichtungen als die am Stadtrand gelegenen Arrondissements.

Aufgrund seiner strukturellen Defizite wurde der 20. Bezirk (Ménilmontand) im Osten von Paris als Untersuchungsgebiet für eine Fallstudie ausgewählt (vgl. Karte 2). Die Forschungsarbeiten für die Fallstudie, im Rahmen derer drei Kultureinrichtungen des Bezirks im Detail vorgestellt werden, wurden im September 2002 durchgeführt.

Die im Vergleich zu den Pariser Zentrumsbezirken rudimentäre, gegenüber den Wiener Randbezirken allerdings gut ausgebaute kulturelle Infrastruktur des 20. Pariser Stadtbezirks setzt sich u.a. aus folgenden Einrichtungen zusammen. Das „Théâtre National de la Colline“ ist eines der bekanntesten französischen Staatstheater. Weiters beherbergt das 20. Arrondissement mehrere mittlere und kleine Theater wie das „Théâtre de l'Est Parisien“ (siehe Detailpräsentation), das „Vingtième Théâtre“, die „Comédie de la Passarelle“ und das „Théâtre de Ménilmontand“. Das „Flèche d'Or“ (s. u.) und Cafés wie „Lou Pascalou“ oder „Oh 20<sup>e</sup>“ sind Häuser für Livemusik. „Confluences – Maison des Arts Urbains“ und die „Maroquinerie“ (s. u.) präsentieren verschiedene Kunstgattungen. Das zur gleichnamigen Kinokette gehörende „MK2 Gambetta“ ist das einzige Kino des Bezirks.

Karte 2: Untersuchungsgebiet und administrative Gliederung der Stadt Paris



Quelle: Eigener Entwurf auf Basis von Michelin 1994.

„La Maroquinerie – Café Littéraire“ in der rue Boyer 23 ist eine kleine, private, im Jahr 1998 gegründete Kulturinitiative mit einem hervorragenden künstlerischen Programm aus den Sparten Theater, Literatur und Musik. Die Ansiedelung ihrer Einrichtung in einem der Randbezirke von Paris war von Anfang an die Absicht der Gründer der „Maroquinerie“ (Interview mit Vizedirektorin Patricia Pailleaud, 13. 9. 2002). Die „Maroquinerie“ befindet sich auf historischem Boden. Von 1877 bis 1939 war die rue Boyer einer der Standorte der Arbeiterkooperative „La Bellevilloise“, die der Bevölkerung im 19. und 20. Bezirk

diente und auch selbst Kulturveranstaltungen anbot (MEUSY 2001). Eine später an diesem Ort angesiedelte Lederwarenfabrik gab der „Maroquinerie“ schließlich ihren Namen.

In Ergänzung zu den Theaterproduktionen, Lesungen und Musikdarbietungen (Folk, World, Jazz usw.) veranstaltet die „Maroquinerie“ auch Diskussionen mit Künstlern und stellt literarische Zeitschriften sowie Forschungsarbeiten vor. Mit der Großen Halle, die etwa 150 Zuschauern Platz bietet, und dem literarischen Café für etwa 65 Besucher verfügt die Einrichtung über zwei Veranstaltungsräume. Etwa die Hälfte der Besucher stammt aus dem Stadtviertel bzw. Bezirk. Die Finanzierung der Kultureinrichtung basiert fast ausschließlich auf privaten Quellen, d.h. den Ticketverkäufen und den Erlösen des angeschlossenen Restaurants und der Kaffeebar. Das Programm der „Maroquinerie“ wird v.a. über Flyer, Plakate und Ankündigungen in Programmzeitschriften, wie *Pariscopes* oder *Zurb@n*, beworben. Seit 2003 verfügt die „Maroquinerie“ auch über eine eigene Website (<http://www.lamaroquinerie.fr/>).

Im Zuge der Übernahme des Managements der „Maroquinerie“ durch Asterios Productions im Jahr 2003 erfuhr das Programmangebot der Einrichtung eine Kommerzialisierung und inhaltliche Glättung. Frühere emanzipatorische Elemente wie politische Diskussionen oder die Präsentation politischer Zeitschriften wurden eliminiert. Dieses „streamlining“ des Programms spiegelt die im Osten von Paris vorstatten gehenden Gentrifizierungsprozesse wider.

Das Musiklokal „Flèche d’Or“ in der rue de Bagnolet 102 ist in der „Gare de Charonne“, einem Bahnhof der früheren Ringbahn „Petite Ceinture“ angesiedelt. In den frühen 1990er Jahren beteiligten sich einige Künstler an den Hausbesetzungen im Charonne-Viertel des 20. Bezirks und erfuhren auf diese Weise von dem leer stehenden Bahnhof. Die Künstler trafen eine Vereinbarung mit den französischen Staatsbahnen, adaptierten das Gebäude für ihre Zwecke und eröffneten das „Flèche d’Or“ im Jahr 1995. Zur Entstehung der Einrichtung hält da Rocha, einer der Gründer der Einrichtung, fest, dass *„es der Ort war, der die Betreiber ausgewählt hat“* (Interview mit Manuel da Rocha, 13. 9. 2002).

Die Einnahmen des „Flèche d’Or“ stammen großteils aus der an die Einrichtung angeschlossenen Gastronomie (Bar, Restaurant). Die niedrigen Eintrittspreise tragen nur zu einem geringen Teil zur Finanzierung der Einrichtung bei. Aufgrund der starken lokalen Verankerung des „Flèche d’Or“ kommt ein beträchtlicher Teil der Besucher aus dem Charonne-Viertel oder den benachbarten Gemeinden jenseits des Boulevard Périphérique (Interview mit da Rocha).

Ebenso wie jenes der „Maroquinerie“ wurde auch das Programm des „Flèche d’Or“ im Jahr 2003 einer starken Veränderung unterworfen. Das Veranstaltungsprogramm wurde auf Musikdarbietungen aus den Genres französischer Folk, Reggae, Rock, HipHop, Jazz und elektronische Musik fokussiert. Frühere partizipatorische Programmelemente wie eine offene Bühne für Amateurmusiker, die Beteiligung an dem lokalen TV-Programm „Télé Bocal“ sowie politische Debatten mit Vertretern von *Le Monde diplomatique*, *Attac* usw. fielen dem „streamlining“ zum Opfer. Das aktuelle Programmangebot des Musiklokals ist unter <http://www.flechedor.com/> einzusehen.

Im Gegensatz zu den beiden zuvor dargestellten Einrichtungen repräsentiert das „Théâtre de l’Est Parisien“ (TEP) eine der ältesten Kultureinrichtungen des 20. Bezirks. Das TEP

wurde im Jahr 1963 im Gebäude eines früheren Kinos in der rue Malte-Brun 13–17 gegründet. 1984 übersiedelte das „Théâtre de l’Est Parisien“ an seinen gegenwärtigen Standort in der avenue Gambetta 159. Mitte der 1980er Jahre wurde am früheren Standort des TEP das bereits angesprochene „Théâtre National de la Colline“ etabliert (Interview mit Vizedirektor Claude Juin, 19. 9. 2002). Guy Rétoré, der Gründer des TEP, wurde im 20. Arrondissement geboren. Deshalb war es Rétorés Intention, sein „populäres Theater“ bzw. Nachbarschaftstheater in seinem Heimatbezirk anzusiedeln (DENIZOT 1999).

Das Theater in der avenue Gambetta verfügt über 400 Sitzplätze, die durchschnittliche Auslastung liegt bei 50%. Durch die staatliche Basisfinanzierung ist das TEP in der Lage, verbilligte Abonnements und Tickets anzubieten. Das „Théâtre de l’Est Parisien“ versucht, einen engen Kontakt zu den Menschen im „quartier“ zu halten und veranstaltet seine „spectacles-baladeurs“ an den Arbeitsstätten, in Bibliotheken und in Schulen. Das TEP veranstaltet u.a. auch Workshops für Schauspieler und Autoren sowie Lesungen (Interview mit Juin). Die Aufführungen und Veranstaltungen des „Théâtre de l’Est Parisien“ werden durch Plakate, das TEP-Jahresprogramm, Ankündigungen in Stadtzeitungen sowie über die 2003 eingerichtete Website <http://www.theatre-estparisien.net/> beworben.

#### 4 Schlussfolgerungen

In den Abschnitten 2 und 3 wurden neue Kulturinitiativen und rezente Trends in den Randzonen von Wien und Paris vorgestellt. Wie bereits festgehalten, begann die Dezentralisierung von großen Kultureinrichtungen in Paris schon in den späten 1980er Jahren. Das erste Wiener Beispiel für die Verlagerung einer wichtigen Kultureinrichtung (im weitesten Sinn) repräsentiert die 2003 eröffnete neue Zentralbibliothek am Gürtel. Für die Zielsetzung dieses Beitrags ist es am dienlichsten, die Entwicklungen in zwei Außenbezirken in Wien und Paris einander gegenüberzustellen.

Im Zuge der seit Mitte der 1990er Jahre in den Wiener Randbezirken zu beobachtenden Trends entstand in Ottakring (16. Bezirk) eine attraktive junge Kulturszene. Die Musiklokale „Vorstadt“ und „Cafe Concerto“ sowie die Galerie „Art und Weise“ repräsentieren neue Kultureinrichtungen, die ein regelmäßiges Programm anbieten. Der Club International am Yppenplatz, der v.a. Lesungen veranstaltet, die Galerie „Masc Foundation“ und das Musiklokal „Bach“ sind aktuelle Beispiele für „locations“ mit einem sporadischen Programm. Die genannten Beispiele repräsentieren alle kleinere lokale Einrichtungen.

Das 1999 gegründete Festival Soho in Ottakring ist zur herausragenden künstlerischen Veranstaltung des 16. Bezirks geworden. Wie die 2003 durchgeführte Befragung der Soho-Besucher zeigt, herrscht eine große Zufriedenheit mit dem zweiwöchigen Kunstfestival. Im Gegensatz dazu sind die Befragten unzufrieden mit dem generellen Angebot an Kulturveranstaltungen in den Wiener Außenbezirken. Von besonderem Interesse sind die Einzugsbereiche der Besucher der neuen Kulturinitiativen in den Randbezirken. Werden die neuen Kultureinrichtungen und -festivals einen Teil der lokalen kulturellen Infrastruktur bilden oder – wie im Fall von Soho – von Besuchern aus dem gesamten Stadtgebiet in Anspruch genommen werden?

Soho in Ottakring und die anderen neuen Kulturinitiativen im 16. Bezirk haben bereits zu einer Aufwertung des Gebiets beigetragen. Signifikante Anzeichen einer Gentrifizierung sind jedoch noch nicht zu beobachten. Was zu einer positiven Entwicklung lokaler Kulturszenen in den Wiener Randbezirken fehlt, ist eine entsprechende unterstützende Kulturpolitik der Stadtverwaltung.

Wie bereits festgehalten, ist die kulturelle Infrastruktur des 20. Pariser Stadtbezirks relativ besser ausgebaut als jene des Wiener Vergleichsbezirks. Wie das Beispiel des „Théâtre de l'Est Parisien“ zeigt, setzte in Paris auch die Herausbildung von kleineren dezentralen Kulturprojekten früher ein als in Wien. Von einigen vorwiegend staatlich finanzierten Einrichtungen (TEP, „Théâtre National de la Colline“) abgesehen, hält die Mehrheit der kleineren Kultureinrichtungen bewusst Abstand zur staatlichen oder kommunalen Kulturpolitik. Im Falle der „Maroquinerie“ und des „Flèche d'Or“, zweier im Detail vorgestellter Kulturinitiativen, beruhte dies auf dem basisdemokratischen Engagement der Gründer dieser Einrichtungen. Bis zu ihrem Relaunch im Jahr 2003 flochten die „Maroquinerie“ und das „Flèche d'Or“ partizipatorische und emanzipatorische Elemente in ihr Programm ein. Aufgrund ihrer starken Verankerung in den jeweiligen „quartiers“ war der Anteil an Besuchern aus dem lokalen Umfeld groß.

Im Jahr 2003 wurde das Veranstaltungsprogramm der „Maroquinerie“ und des „Flèche d'Or“ einer Kommerzialisierung und inhaltlichen Glättung unterworfen. Es bleibt abzuwarten, wie sich diese Veränderungen auf die Beziehung zwischen den beiden Häusern und ihrem lokalen Publikum auswirken werden. Wie die Interviewpartner betonten, haben die Aktivitäten der Kultureinrichtungen bereits Auswirkungen auf den lokalen Immobilienmarkt gezeitigt. Das „streamlining“ der Veranstaltungsprogramme und die Veränderungen auf dem Immobilienmarkt sind jedenfalls als Indikatoren für die im Osten von Paris vorstatten gehenden Gentrifizierungsprozesse einzustufen.

Auf Basis einschlägiger Forschungsarbeiten (BIANCHINI 1993, GRIFFITHS 1995, MCCARTHY 2002 und SEO 2002) und der Ergebnisse der beiden vorgestellten Fallstudien wird eine abschließende Typologie der Auswirkungen neuer Kultureinrichtungen auf die Entwicklung städtischer Randbezirke erstellt.

#### Mögliche Auswirkungen im Kulturbereich (unmittelbare Effekte) sind:

- die Förderung der kulturellen Autonomie der Randbezirke,
- eine stärkere Demokratisierung von Kultur und
- die Dezentralisierung von Freizeitaktivitäten.

#### Auswirkungen auf die generelle Stadtentwicklung (mittelbare Effekte) sind:

- die Förderung der Stadterneuerung,
- eine Verbesserung der Lebensbedingungen (Problem: Gentrifizierung),
- die Schaffung neuer Arbeitsplätze und die Stimulierung der Creative Industries,
- die Belebung des Einzelhandels,

- die Integration unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen,
- eine verstärkte politische Partizipation der Bürger,
- die Herausbildung einer ausgeprägteren Identität peripherer Stadtviertel und
- eine stärkere Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Wohnumfeld.

An den aufgelisteten Effekten kann abgelesen werden, dass Kultureinrichtungen einen wertvollen Beitrag zur Schaffung prosperierender und lebenswerter Städte und Stadtteile leisten können. Es liegt an den jeweiligen Stadtverwaltungen, die Kulturinitiativen in den Randbezirken zu unterstützen und damit die Chance für eine positive Stadtentwicklung zu ergreifen.

## Literatur

ART POSITION (Hg.), 2003. *Art Position 2003*. Nr. 1, Mai 2003 (Programm).

BAEKER, G., 2002. „Beyond Garrets and Silos“: Concepts, Trends and Developments in Cultural Planning. Municipal Cultural Planning Project Reports. Montreal, Canada.  
[http://www.culturalplanning.ca/mcpp/mcpp\\_monograph\\_may2.pdf](http://www.culturalplanning.ca/mcpp/mcpp_monograph_may2.pdf)

BIANCHINI, F., 1993. Remaking European Cities: The Role of Cultural Policies. In: F. BIANCHINI & M. PARKINSON (Hg.) *Cultural Policy and Urban Regeneration: The West European Experience*. Manchester, New York: 1–20.

DENIZOT, M., 1999. Le théâtre de l'Est parisien. In: F. GASNAULT & J.-Ph. DUMAS (Hg.) *Le XX<sup>e</sup> arrondissement. La montagne à Paris*. Paris: 189–194.

FELONNEAU, M.-L., 1995. Identité urbaine, identité culturelle. In: VILLE DE FLOIRAC (Hg.) *Culture, identité, banlieue. Villes de banlieue: quelle culture pour quelle identité*. Bordeaux: 75–84.

GRIFFITHS, R., 1995. Cultural Strategies and New Modes of Urban Intervention. *Cities* 12, 4: 253–265.

INST (Hg.), 2003. *Cultural Studies and Europe or the Reality of Virtuality. Cultural Concepts*. Wien.  
[http://www.inst.at/ausstellung/kultbeg\\_e.htm#Sahlins](http://www.inst.at/ausstellung/kultbeg_e.htm#Sahlins)

LEXTRAIT, F. et al., 2001. *Une nouvelle époque de l'action culturelle*. Rapport à Michel Duffour, secrétariat d'État au patrimoine et à la Décentralisation culturelle, Mai 2001. Paris.

MCCARTHY, J., 2002. Entertainment-led Regeneration: The Case of Detroit. *Cities* 19, 2: 105–111.

MEUSY, J.-J., 2001. *La Bellevilloise (1877–1939). Une page de l'histoire de la coopération et du mouvement ouvrier français*. Paris.

MICHELIN (Hg.), 1994. *Michelin Paris. Guide de Tourisme*. Paris.

MOULINIER, P., 2001. *Les politiques publiques de la culture en France*. Que sais-je Nr. 3.427. Paris.

NATIONAL ARTS JOURNALISM PROGRAM (Hg.), 2000. *The Big Buildup. Panel on the Role of the Arts in Urban Redevelopment*, Columbia University, 6 March 2000. New York. <http://www.najp.org/buildup.pdf>

ROHN, W., 2001. New Cultural Institutions in the Outskirts of Vienna. In: Call for Papers: Abstracts. International Federation for Housing and Planning, *International Congress "Urban Renewal"*, Barcelona, September 9–13 2001: 42–43.

ROHN, W., 2003. Wien. Die neue Kultur an der Peripherie der Stadt. *Dérive* 4, 2: 30–31.

SCHNEIDER, U. et al. (Hg.), 2003. *SOHO in Ottakring. Welten Sichten*. 24. Mai–7. Juni 2003. Veranstaltungsprogramm. Wien.

SEO, J.-K., 2002. Re-urbanisation in Regenerated Areas of Manchester and Glasgow. *Cities* 19, 2: 113–121.

VEREIN SOHO IN OTTAKRING (Hg.), 2004. *Soho in Ottakring 04/05 presents: living room–soho* (Informationsfolder).

WEHRLI-SCHINDLER, B., 2002. Kulturelle Einrichtungen als Impulsgeber für Stadtentwicklung? Beobachtungen am Beispiel Zürich West. *DISP* 38, 3: 4–10.

ZUKIN, S., 1998. Städte und die Ökonomie der Symbole. In: V. KIRCHBERG & A. GOESCHEL (Hg.) *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen: 27–40.

## Zwischen Zentrum und Peripherie – Anmerkungen zum Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug

*Walter Trübswasser*

Die Marktgemeinde Perchtoldsdorf schließt unmittelbar an den südlichsten Wiener Außenbezirk, Liesing, an. Der Übergang zwischen Wien und Niederösterreich ist hier fließend, nahtlos geht das bebaute Gebiet der Stadt Wien in die Umlandgemeinde Perchtoldsdorf über. Seitens des offiziellen Perchtoldsdorfs und jener Gemeindeglieder, die sich als „echte“ Perchtoldsdorfer verstehen (die Definitionen weichen verständlicherweise stark voneinander ab), wird die Besonderheit des Ortes im Kontrast zu den angrenzenden Gemeinden – und vor allem zu Wien – allerdings gerne hervorgehoben. Auf der Homepage der Marktgemeinde wird Perchtoldsdorf etwa als „eine eigene Welt vor den Toren Wiens“ bezeichnet (MARKTGEMEINDE PERCHTOLDSORF 2004). Einer der tatsächlichen Kontraste (denn derer gibt es, neben zahlreichen imaginierten, einige) ist das Weiterbestehen des einst dominierenden ländlich-agrarischen Charakters der Marktgemeinde. Vor allem der Weinbau spielt hier eine erhebliche Rolle.

Das 12,59 Quadratkilometer große Ortsgebiet umfasst noch immer beträchtliche 160 ha Weingartenfläche<sup>1</sup>. Bei einer Einwohnergesamtzahl (inklusive Zweitwohnsitze) von 16.864 Personen gibt es 53 Weinbaubetriebe<sup>2</sup>. Verglichen mit der südlichen Nachbargemeinde Brunn, wo von einer Gesamtfläche von 726,3 ha 45 ha als Weingärten<sup>3</sup> ausgewiesen sind und bei einer Einwohnerzahl von 12.017 Personen<sup>4</sup> nur mehr 14 Weinbaubetriebe bestehen<sup>5</sup>, ist der Weinbau trotz aller Veränderungen des Ortsbildes weiterhin stark präsent.

Perchtoldsdorf hat sich im Verlauf der vergangenen beiden Jahrhunderte von einer beinahe ausschließlich agrarisch dominierten Gemeinde über eine Sommerfrische hin zu einem Wohnort der eher Wohlhabenden entwickelt. Diese Entwicklung hat mit dem Ausufern des Stadtgebietes von Wien zu tun, mit der Industrialisierung, also mit allesamt offensichtlichen Veränderungen. Die Urbanisierung des südlichen Umlands von Wien ist entlang der Südbahnstrecke mittlerweile bis Bad Vöslau beinahe durchgängig vollzogen.

Warum konnte sich aber gerade in Perchtoldsdorf eine vergleichsweise große Agrargemeinde gleichsam als Minderheit, als bäuerliche Enklave, erhalten? In den angrenzenden Gemeindegebieten ist das Ländlich-Agrarische fast gänzlich verschwunden (etwa in Rodaun, wo es nur mehr drei Weinbaubetriebe gibt) oder unbedeutend geworden (wie in Brunn oder in Maria Enzersdorf). Über die bloßen statistischen Daten hinaus hat die örtliche Weinbauernschaft weiterhin relevanten lokalpolitischen Einfluss.

---

<sup>1</sup> Basierend auf einer Auskunft der Bezirksbauernkammer in Mödling.

<sup>2</sup> Plus einen Betrieb eines Renegaten, den die Homepage des Weinbauvereins ([www.perchtoldsdorf.com](http://www.perchtoldsdorf.com)) nicht auflistet.

<sup>3</sup> Gemäß der Auskunft der Bezirksbauernkammer in Mödling.

<sup>4</sup> Haupt- und Zweitwohnsitze, Stand 1.10.2003, nach Auskunft des Meldeamtes der Marktgemeinde Brunn am Gebirge.

<sup>5</sup> Nach Auskunft des Landwirtschaftsreferates der Marktgemeinde Brunn am Gebirge. Zwei der Betriebe dürften im laufenden Jahr die Erwerbstätigkeit einstellen.

Im Gegensatz zu den Weinbauern der angrenzenden Gemeinden konnten sich die Perchtoldsdorfer Weinbauer in gewisser Hinsicht zum eigenen Stand formieren und so – alle Urbanisierungstendenzen unterlaufend – ihre Stellung im Ort wahren. Bei dieser Formierung zum Stand, die vor allem in kultureller Hinsicht vollzogen wurde und die in weiterer Folge auch das Überleben der Weinbauern in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht erst ermöglicht haben dürfte, spielt der Hütereinzug der Perchtoldsdorfer Weinbauern eine signifikante Rolle (vgl. dazu auch KÖSTLIN 1976). Man möchte es für eine Übertreibung halten, einem vordergründig touristischen Brauchgeschehen, dem man eher eine ökonomische Funktion zuschreiben würde, diese Bedeutung zu verleihen. Denn eine ökonomische Funktion stand in den Anfangstagen des Festes, das alljährlich am Sonntag nach Leonhard, dem 6. November, stattfindet, im Vordergrund: Volkskultur sollte ein wirtschaftlicher Motor sein, Gäste anziehen und den Weinabsatz ankurbeln.

1911 wurde nämlich im Rahmen einer Vollversammlung des lokalen Weinbauvereins angeregt, den Hütereinzug „auszugestalten“, weil das „vorteilhaft“ sein könnte (WBP 1). Im Gemeinderat wurde im Anschluss an den besagten Weinhütereinzug protokolliert, dass durch das Fest „tausende von Personen“ nach Perchtoldsdorf gekommen wären (AMP). Aus dem Protokoll geht weiters hervor, dass „eine alte, schöne mit dem Gesamtleben des Marktes innig verknüpfte Sitte wieder neu belebt“ wurde. Tatsächlich gibt es bereits mit einer Beschreibung Adam Latschkas von 1884 einen Beleg für ein Fest der Weingartenhüter, die möglicherweise auch als Vorlage für die Neubelebung des Festes gedient haben mag (LATSCHKA 1884: 326 ff.).

Das Fest, das ich im Anschluss kurz beschreiben möchte, wurde zu jener Zeit also bewusst gestiftet, um den Nahtourismus und damit den Weinabsatz anzukurbeln. Eine Notwendigkeit in jenen Jahren der Krise des niederösterreichischen Weinbaus, die durch die Reblauskatastrophe des ausgehenden 19. Jahrhunderts ausgelöst worden war. In Perchtoldsdorf weist die Kulturflächenverteilung von 1912 einen Rückgang der Weinbaufläche gegenüber 1880 um 35% aus; diese betrug damals 154 ha. Im Vergleich dazu machte die Ackerbaufläche im Gemeindegebiet 374 ha aus, und es gab 109 ha Wiesenfläche (OSTRAWSKY 1983: 200). Die Relation zwischen Weinbaufläche und übriger landwirtschaftlicher Nutzfläche mag erklären, warum die Perchtoldsdorfer Weinbauern, die als Bauern nicht ausschließlich vom Weinbau, sondern eben auch von Ackerbau und Viehzucht lebten, den Hl. Leonhard, einen klassischen Viehpatron, zum für den Weinbau eher untypischen Schutzpatron erwählten. Ein weiterer Grund lag sicherlich in der florierenden Perchtoldsdorfer Leonhardsverehrung des 18. und 19. Jahrhunderts, die nach Ansicht einiger Autoren das Erscheinungsbild des Hütereinzuges mitgeprägt hat (EBENDA: 74)<sup>6</sup>.

Auch die Fronleichnamsprozession, der sogenannte „Umgang“, der in Perchtoldsdorf aufgrund eines Privilegs am dritten Sonntag nach Pfingsten, also 10 Tage nach dem üblichen Termin, stattfindet (ebenfalls eine gerne hervorgehobene Besonderheit) und bereits in Reiseführern aus dem frühen 19. Jahrhundert als touristische Attraktion beschrieben wird, mag für die Weinbauern des Ortes inspirierend gewesen sein. Der Umgang war übrigens

---

<sup>6</sup> Ostrawsky meint: „Die Tradition dieses Hütereinzuges [...] reicht in das 18. Jahrhundert zurück, in dem die Leonhardikapelle [...] ein besonderes Wallfahrtszentrum war.“ GUGITZ (1950:169), SCHUNKO (1963:157) sowie PETRIN & WITZMANN (1973) datieren den Hütereinzug ebenfalls in diese Zeit zurück. Alle beziehen sich möglicherweise auf LATSCHKA (1884: 326 ff.). Siehe dazu auch SCHMIDT (1966) und STEININGER (1991).

ehedem, so LATSCHKA 1884, Anlass für ein Treffen der Viehhalter der umliegenden Gemeinden, zu dem sie ein Gstanzsingen austrugen, das für das Gstanzsingen beim Hütereinzug ebenfalls vorbildlich gewesen sein könnte.

Legendärerweise wird der Leonhardstermin mit einer Mythe begründet, die den Ursprung des Hütereinzugs mit der Genesung eines Weinhüters im Jahr 1422 in Verbindung bringt, der am Leonharditag (6. November) nach schwerer Verletzung wieder in die Kirche gehen konnte. Ihm zum Gedenken ziehen die Weinhüter, ehemals Wachorgane in den Weingärten, die während der Reifezeit der Trauben diese vor Diebstahl und Wildschäden zu schützen hatten, vom Haus des Breitenacker in der Elisabethstraße 20 – der Hof des sogenannten Herbergsvaters – zur Pfarrkirche, wo ein Festgottesdienst stattfindet. Die Weinhüter gab es faktisch nur bis in die frühen 1970er Jahre. Seit damals werden als Weinhüter die jüngeren Weinbauern bezeichnet, die im Alter zwischen 16 und 30 Jahren mehrere Funktionen im Brauchtum übernehmen und so eine gewisse Hierarchie durchlaufen, vom tatsächlichen und bezahlten Beaufsichtigten der Weingärten mittlerweile aber entbunden sind.

Zurück zum Fest: Dabei wird von einem der Hüter die sogenannte Pritsche getragen, eine etwa 70 Kilo schwere Laubkrone. Anschließend an die Messe geht der Zug zum Pfarrhof, wo dem Pfarrer von zwei Mädchen ein Gabenkorb überreicht wird. Daraufhin geht man ein paar Häuser weiter zu einem Podium vor dem Alten Rathaus, wo vierzeilige Gstanzln dem versammelten Publikum vorgetragen werden. Dann geht's weiter zum Hof des mittlerweile alljährlich neu bestimmten Hütervaters, der ehemals ein Kontrollor der Weinhüter war, seit der Nachkriegszeit aber nur mehr brauchinterne Funktionen zu erfüllen hat. Dort findet nur für geladene Gäste, Weinbauern und Honoratioren, ein Essen statt. Abends wird ein Hüterball veranstaltet.

Abbildung 1 u. 2: Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug



Foto: Harald Kapeller

Zu dem Brauch, seiner Erscheinung im Laufe der Zeit, seiner Vorbereitung und der Nachfeierlichkeiten gäbe es eine Menge zu erzählen, wesentlich ist hier aber, dass – über den Hütereinzug, symbolisch verdichtet – das Verhältnis der Weinbauernschaft zu ihrer Umgebung beschrieben und geregelt wird (vgl. TRÜBSWASSER 1998). Es findet de facto – abgesehen von anderen Funktionszusammenhängen, von denen die touristisch-ökonomische Funktion sicherlich die wichtigste ist – die Formierung der Weinbauern zum eigenen Stand statt.

Diese Formierung nimmt in vielerlei Hinsicht Bezüge auf das Zechen- und Ständewesen der feudalen Gemeinde, alleine das Hüterwesen in seiner Organisation stellt eine derartige Referenz dar, wurde doch das Weinhüten selbst nach der Grundentlastung durch die Marktgemeinde organisiert und erst nach der Gründung des örtlichen Weinbauvereines 1910 sukzessive in die Selbstverwaltung durch die Weinbauern übernommen. Die Regeln, die für die Weinhüter galten, übernahmen bis in die späten 1960er Jahre großteils im Wortlaut die Hüterregeln, die sich seit 1848 in Geltung befanden. Das Tragen der Pritsche mag an das Ladtragen oder an das Tragen der Zunftzeichen mittelalterlicher und neuzeitlicher Zechen erinnern (für Perchtoldsdorf ist die Aufforderung zur Gründung einer Hauerzeche per Hofdekret für das Jahr 1709 nachgewiesen), das Amt des Hütervaters auf die Weinzierle zurückgehen, der Tag des Amtsbegins (heute noch Termin für den ritualisierten Beginn der Hutzeit, der durch das Baumstellen, das Anbringen maibaumartiger Rechtssymbole im Weingarten, markiert wird) von den Terminen für den Bergtaiding, die Ratsversammlungen der Gemeinde, übernommen worden sein (WITZMANN 1973: 86 ff.).

Gleichgültig aber, ob die Bezüge einen realen historischen Hintergrund aufweisen oder einen sogenannten folkloristischen, was offensichtlich ist, Faktum bleibt die Bezugnahme auf die alte Herkunft. Dies wird auch an der Rückdatierung des ersten Hütereinzuges in das Jahr 1422 deutlich, einem Zeitpunkt, der allenfalls auf die erste Erwähnung einer Peterskapelle 1419 erinnern, die 1447 als Leonhardskapelle bezeichnet wird. Denn mit der erwähnten alten Herkunft wird ein feiner aber entscheidender Unterschied zwischen den geschichtslosen „Zuagrasten“ und den städtischen Besuchern des Weinbauortes markiert und ganz klar über die archaische Stiftung des Festes ein Adel generiert, den man sich bei den ehemaligen Grundbesitzern aus der Zeit vor 1848 abgeschaut haben mag.

In Perchtoldsdorf selbst stellt die Weinbauerschaft einen „Inner Circle“ dar, zu dem nicht alle Zutritt haben, auch wenn sie es gerne möchten. In den letzten 30 Jahren hat die Grenze, wo die Welt der Profanen endet und der Kreis der Eingeweihten beginnt, mehrere Verschiebungen erfahren. Die Vorbereitungen und Vorfeierlichkeiten sowie die Nachfeier des Festes sind zunehmend ritualisiert und der Öffentlichkeit preisgegeben worden. Aus vorgeschriebenen Arbeitsabläufen für einen kleinen Kreis – zumeist 6 Weinhüter und einige Nahestehende – wurden ausufernde Brauchhandlungen, die mittlerweile als „Weinherbst“ vermarktet werden.

Über den Hütereinzug wurde weinbäuerliche Kultur gestiftet, was 1911 so sicherlich nicht beabsichtigt war, aber wer dachte zu jener Zeit auch schon daran, dass die Stadt nicht nur einen Absatzmarkt für Bauern, sondern in kultureller Hinsicht durch einen verändernden Lebensstil eine Bedrohung darstellen könnte. Volkskultur wurde seitens einer bürgerlichen und zunehmend akademischen Schicht zwar schon längst als positiv konnotierter Gegenentwurf zum Urbanen und zur Moderne gedacht, für die Weinbauern in Perchtoldsdorf galt dies aber anscheinend nicht. Dies lässt sich daran erkennen, dass die damaligen, tatsächlich noch als Weinhüter arbeitenden Brauchträger mit Anzug, Handschuhen und Zylinder aufmarschierten. Das Bürgertum war Vorbild, das bäuerlich-folkloristische Element rückte erst ab den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Vordergrund, als sich über den Hütereinzug nicht nur eine ritualisierte gemeinsame Feier der Weinbauern des Ortes etablierte, sondern auch eine einheitliche Tracht repräsentativen Charakter annahm.

Spätestens seit den frühen 1970er Jahren, als die Weinhüter ihre Aufgabe als Hüter der Reben verloren und die jungen Burschen freiwillig und zum Spaß in den Weingärten über-

nachteten, nahm der Brauch einen zunehmend initiatorischen und eine gemeinsame Kultur stiftenden Charakter an. Initiatorisch deshalb, weil sich über den Durchmarsch durch die Hierarchien im Brauchgeschehen die Erziehung der jungen Weinbauern zum „echten Haurer“ vollzieht. Kulturstiftend deshalb, weil der Hütereinzug durch die Ritualisierung eines Festes zumindest für eine gewisse Zeit eine gewisse Angleichung der Weinbauern in sprachlich-symbolischer Hinsicht fördert.

Die Weinbauern Perchtoldsdorf, ein Berufsstand, der zahlenmäßig im Rückgang begriffen ist, haben im Hütereinzug nicht nur einen werbewirksamen Ort der Präsentation gefunden, sondern das Selbstwertgefühl als Bauern wird über das Fest auch gehoben: Man ist etwas Besonderes, man besitzt – im Gegensatz zu den urbanen Bürgern – ein spezifisches Brauchtum. Eine Randgruppe stellt sich ins Zentrum der Aufmerksamkeit, zentriert sich selbst.

So zeigt sich im Hütereinzug der Weinbauern Perchtoldsdorfs ein mögliches, einander gegenseitig befruchtendes Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie. Denn die Randlage zur Stadt ermöglicht erst das Überleben als Weinbauern an der Peripherie: einerseits durch den im Brauch bewusst gesetzten Kontrast zwischen dem Urbanen und dem Rustikalen, andererseits durch das Verhältnis zwischen Gast und Wirt, Zuagraden und Alteingesessenen, Wiener und „echtem“ Perchtoldsdorfer.

## Literatur

GUGITZ, G., 1950. *Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs*. Studien zur Volkskunde 2. Wien.

KÖSTLIN, K., 1976. *Gilden in Schleswig-Holstein. Die Bestimmung des Standes durch ‚Kultur‘*. Göttingen.

LATSCHKA, A., 1884. *Geschichte des niederösterreichischen Marktes Perchtoldsdorf*. Wien.

MARKTGEMEINDE PERCHTOLDSORF (Hg.), 2004. [www.markt-perchtoldsdorf.at](http://www.markt-perchtoldsdorf.at).

OSTRAWSKY, G., 1983. *Geschichte des Marktes Perchtoldsdorf 1683–1983*, Band 2. Perchtoldsdorf.

PETRIN, S. & E. WITZMANN, 1973. Perchtoldsdorfer Weinbau in Vergangenheit und Gegenwart. In: MUSEUM PERCHTOLDSORF (Hg.) *Marktgemeinde Perchtoldsdorf*. Perchtoldsdorf, Bad Vöslau: 58–68.

SCHMIDT, L., 1966. *Volkskunde von Niederösterreich*. Band 1. Horn.

SCHUNKO, F., 1963. Von den Weinholdern in Perchtoldsdorf. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XVII/66: 154–167.

STEININGER, H., 1991. Winzerbrauch in Österreich: Hütereinzug in Perchtoldsdorf. Begleitveröffentlichung zum wissenschaftlichen Film C 1811 des ÖWF. In: *Wissenschaftlicher Film* 43, Dezember: 45–52.

TRÜBSWASSER, W., 1998. *Der Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug. Ein Brauch zwischen Zentrum und Peripherie.* Dipl.-Arb., Universität Wien.

WITZMANN, E., 1973. *Die Sozialstruktur Perchtoldsdorfs im 18. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Weinbaues.* Phil. Diss., Universität Wien.

## Quellennachweis:

AMP B2-12 = Archiv der Marktgemeinde Perchtoldsdorf, Protokoll 4. Dezember 1911, Pkt. 7, S. 297.

WBP 1 = Protokolle des Weinbauvereins Perchtoldsdorf, Band 1, 15.10.1910–10.8.1926, Protokoll der Vollversammlung 24.9.1911

## Kultur Rand Städte – Neue Menschen im „alten“ Dorf: Zur Zuwanderung und Enkulturation im ländlichen Raum

*Hermann Steininger*

Im Rahmen der Konferenz „Das Verbindende der Kulturen“ scheint mir besonders eine Thematik der Sektion „Kultur in den Randzonen der Städte“ bemerkenswert, nämlich jene, die sich auf die mentale Problematik von Zugezogenen aus dem großstädtischen Wiener Raum in ländliche Gebiete bezieht. Es handelt sich hierbei nicht um eine offizielle Spezifikation verwaltungsmäßiger Art der Großstadt Wien oder der funktional städtisch formierten Randzonen („Zwischenstadt“, „Postsuburbia“) der niederösterreichischen Gemeinden im Nahraum dieser städtischen Agglomerationen, sondern um Phänomene, die sich regional vielfach fernab der Randzonen in ländlichen, meist kleindörflichen und/oder Einzelsiedlungsgebieten zeigen. Genauer gesagt, es geht um den privaten Zuzug ursprünglich vielfach städtischer bzw. vorstädtischer Populationen in ländliche Gebiete Niederösterreichs sowie um den Versuch, den Lebensmittelpunkt auf Dauer von der Stadt auf das Land zu übertragen (GISSER 1970: 4–8; KAUFMANN 1974: 9–16; FRÜH 1985: 10–12). Diese Erscheinungen begegnen uns in Ostösterreich, z. T. gefördert durch den Fremdenverkehr und eine allmählich steigende Mobilität, verstärkt seit den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Die Versuche, sich aus schlechten, beengten oder durch Gewerbe und Industrie sowie durch zunehmenden Verkehr kontaminierten Wohnsituationen zumindest kurzfristig zu befreien, sind schon in der Ersten Republik einerseits von Seiten der Gemeinde Wien durch ihr damals sehr modernes Wohnbauprogramm und andererseits durch die Gartencitybewegung und die Anlage von sogenannten Schrebergärten der organisierten Kleingartenvereine gefördert worden.

Nun zurück zu unserem Thema, das sich mit kulturellen Phänomenen in der Stadt- und Regionalforschung auseinandersetzt. Es gibt bislang schon eine Reihe von Untersuchungen, die sich mit Problemen der Stadt-Land-Forschung befassen; diese sind sozusagen eine wesentliche interdisziplinäre Voraussetzung für unser Thema (PEVETZ 1975: 5–8; GREIF 1974: 84–87). Schwerpunktmäßig finden Fragen aus wirtschaftlich-ökonomischer und politischer Sicht eine Darstellung. Vor allem von Strukturreformen (Kommassierungen, Gemeindezusammenlegungen) und von deren Auswirkungen ist die Rede, aber kaum jemand hat sich bisher mit der speziell kulturellen Problematik des praktischen Zusammenlebens der Leute selbst ernsthaft auseinandergesetzt. Unter kultureller Problematik verstehe ich, auf einem ganz weiten Kulturbegriff fußend, alle kulturellen Phänomene menschlicher Lebensgestaltung, das heißt die Beachtung aller menschlich-funktionalen Lebenszusammenhänge, wie sie früher die sog. Stadtvolkskunde als Wissenschaft in Hinsicht auf die Bevölkerung des städtischen Raumes – allerdings aus der Sichtweise ländlicher Bezugspunkte – zu praktizieren versuchte. Dieser Stadtvolkskunde folgte dann die fachbezogene Stadt-Land-Problematik, wobei hier eine Sichtweise beider regionaler Felder in ihren vielfältigen Verflechtungen zum Tragen kam. Seit einigen Jahren entwickeln sich Sichtweisen, die einerseits eine von axial angelegten Zonen ausgehende Verstädterung ländlicher Regionen konstatieren, andererseits den ländlichen Raum als sich in Bezug auf die Bevölkerung entleerenden Bereich sehen, der damit starken, freilich unter-

schiedlichen Veränderungen unterworfen erscheint. Eine moderne ethnologische Sichtweise in unserem niederösterreichischen Umfeld muss sich diesen Themenstellungen freilich erst annähern. Man operierte bislang – aus welchen Gründen immer – bloß mit Schlagworten wie Einheimische versus Fremde, Zuzügler oder Migration und hat dabei, wie schon erwähnt, kaum die Mikroproblematik des Zusammenlebens von zum Teil unterschiedlichen Individuen und ihrer ganz persönlichen Geschichte ins Visier genommen und kaum berücksichtigt, warum etwa ursprünglich rein agrarisch bzw. ländlich strukturierte Orte oder auch solche mit mehr oder weniger und z. T. bescheidener Industrie Zuzügler hin- oder aufnehmen mussten. Warum sollte man auch den Zuzug von bislang Fremden oder auch nur gelegentlichen Besuchern, die sich heimisch zu machen versuchten, akzeptieren?

Zuwanderer setzten sich allmählich fest, begannen sich einzugliedern, zu behaupten und bemühten sich heimisch zu werden, indem sie sich etwa als „zuagroaste Häuslbauer“ in einer für sie neuen Umgebung positionierten. Diese Entwicklungen wurden ursprünglich von vielen niederösterreichischen Gemeinden und vom Land Niederösterreich sehr gefördert. Private und Genossenschaften erhielten Wohnbauförderungen und Darlehen – Hauptsache, die als Rahmenbedingungen gedachten Bauordnungen wurden eingehalten. In Wahrheit fehlten vielfach sowohl örtliche als auch überörtliche Raumordnungskonzepte, und auf der grünen Wiese entstand oftmals undurchschaubarer Wildwuchs. In der Regel versagte die örtliche Bodenpolitik (GRÜBL & MARINGER 2002: 6–8; WEBER 1987: 4–8).

In einer Publikation des Landes Niederösterreich heißt es: *„Völlig unbeachtet bleibt bei der herkömmlichen Parzellierung nicht nur die Einbindung der Siedlung in Ort und Landschaft, sondern auch die künftige Wohnqualität in diesen Häusern. Es werden Grundstücke verkauft, die kaum sinnvoll zu bebauen sind, da die Ausrichtung der Häuser zur Sonne nur schwer bzw. nicht möglich ist. Produkt der heutigen Siedlungsplanungen sind Häuser, deren einzige Gemeinsamkeit es ist, an dasselbe Kanalsystem angestöpselt zu sein. Von gestalterischer Qualität dieser Siedlungen ist wenig zu erkennen, und die fehlerhafte Qualität im Außenraum setzt sich geradlinig bis ins Wohnzimmer fort: kein Bezug zu Garten und Landschaft, dafür eine gute Aussicht auf das WC-Fenster des Nachbarn“* (NÖ LANDESREGIERUNG 2002: 48). Dazu wäre noch mehr zu sagen: Die Grundstücksgrößen dieser Rastersiedlungen sind im Verhältnis zum verbauten Raum meist zu klein, um eine harmonisch-gestalterische Qualität für Haus und Garten zu ermöglichen. Die Schaffung auch eines bescheidenen intimen Freiraumes ist hier nicht möglich. Diese Grundstücksgrößen führen außerdem zu einer rasanten Verhüttelung und in der Folge zu meist schrecklich gestalteten Umzäunungen dieser Bauten (NÖ LANDESREGIERUNG 2001: 6). Die allein schon von der Wohnsituation abhängige Wohnbefindlichkeit ist ein wesentliches kulturelles Qualitätskriterium. Von der optischen Qualität vieler dieser „niederösterreichischen Heimatstil-Häuser“ soll hier nicht die Rede sein. Sie fällt vielen Leuten bekanntlich nicht oder erst nachträglich, wenn es schon zu spät ist, auf.

Neben diesem Zuzug von Städtern auf das Land, die als „Häuslbauer“ in Erscheinung traten, gab es auch solche, die sich ein Haus oder einen alten, meist aufgelassenen Bauernhof kauften und diesen im Laufe der Jahre renovierten (ZOTTL 1985: 3–6). In beiden Fällen, bei den „Häuslbauern“ und jenen, die sich in Altbauten niederließen, trafen im ländlichen Raum, vor Ort und ganz konkret, zwei Mentalitäten aufeinander: jene der Alteingesessenen und jene der Neuzugezogenen. Offiziell erhoffte man sich von dieser Entwicklung, dem Zuzug von meist jüngeren Familien, vordergründig wirtschaftliche

Vorteile und meinte, dies sei in Zeiten überörtlicher Konzentrationsbestrebungen auf jeden Fall ein Gewinn und würde in der Folge vermehrter Abwanderung in städtische bzw. stadtnahe Ballungsräume entgegenwirken (STEYRER 2000: 14–16; CIKL 2000: 12 f.). Auch das Wissen um eine in Zukunft zu erwartende regional-wirtschaftliche Destabilisierung mag bei diesen Überlegungen eine gewisse Rolle gespielt haben. Bisher kaum bedacht und nicht beachtet hat man, wie schon vorhin angedeutet, mitunter gravierende mentale Unterschiede zwischen den alteingesessenen Einheimischen und den Zuzüglern, sofern es diesen überhaupt gelang, Fuß zu fassen. Meist unvermutet zeigten sich vorschnelle Urteile aufgrund bestehender Vorurteile beider Gruppierungen. Es kam zu Streitfällen, unerfreulichen Handlungen, Strategien der Ablehnung, ja Ausgrenzungen aufgrund von Meinungsverschiedenheiten, die auf unterschiedlichen kulturellen Voraussetzungen basierten: gegenseitiges Nichtverstehen und Nichtverstehenkönnen waren die Folgen. Drei Negativbeispiele: *„Ich habe auch davon gehört, dass einem Zuzügler eine Fuhre Mist vor die Haustüre gekippt wurde, weil er permanent und wissentlich gegen ortsübliche Grundsätze verstoßen hat“* (NÖ LANDESREGIERUNG 1995: 40). Von Konflikten ist die Rede: *„Verschwind` s dorthin, wo herkommen seids“, rief mir letzters ein Bauer nach, als ich ihm unglücklich mitteilte, dass sein Hund bereits unsere fünfte Katze vor meinen Augen tot gebissen hatte [...] Ein Bauer bemerkte: „In unserem Dorf geschieht, was wir sagen [...].“* (NÖ LANDESREGIERUNG 1999: 48). Andernorts ist von gestohlenen Blumen und einem Grenzsteindiebstahl die Rede. Die Folge war in diesem Fall die Errichtung einer Mauer gegen alteingesessene, missgünstige, neidische Nachbarn (NÖ LANDESREGIERUNG 2003: 49).

Aber auch von gelungenen und positiven Beispielen menschlicher Begegnungen, uneingeschränkter Hilfestellungen, von Anpassung, Akzeptanz und freundlicher Duldung wird berichtet; vielfach lassen sich positiv-innovative Engagements von Zugewanderten im ländlichen Raum belegen.

Ein paar Meinungen von Kennern gesellschaftlicher Normen im ländlichen Raum sollen angeführt werden: *„Jede Gemeinde hat ungeschriebene Verhaltenscodices, katalogisiert Zuwanderer in ihr Ordnungsschema, teilt dem Zuwanderer seinen Platz in der Ortschaft zu, lässt ihn in der Gesellschaft gedeihen oder verkümmern. Auch wenn die moderne Zeit viele dieser zum Teil mittelalterlichen Gesellschaftsnormen nicht mehr gelten lassen will, sie bestehen trotzdem und ändern sich nur sehr langsam.“* [...] *„Gerade Großstädter haben es verlernt, gesellschaftliche Normen zu akzeptieren und meinen, auch wenn sie schon viele Jahre ‚aufs Land fahren‘, ausreichend Verständnis für ihre Lebensform zu finden [...]“* (NÖ LANDESREGIERUNG 1996: 42). Ein „Zuwanderer“ – so meint man – sollte sich *„folgende Fragen ehrlich und realistisch beantworten, bevor er den Entschluss fasst, auf dem Lande leben zu wollen:*

1. *Habe ich vor, in dieser Gemeinde ständig zu leben und mich voll zu integrieren?*
2. *Akzeptiere ich den gesellschaftlichen Status, den mir die Gemeinde zukommen lässt?*
3. *Bin ich bereit, am Gemeindeleben (am besten ist, man wird dazu aufgefordert) teilzunehmen?*

4. *Werde ich vorherrschende Traditionen (z.B. Nachbarschaftshilfe anbieten, [...]) beachten?*

*Viele Enttäuschungen Zugezogener sind auf die ungenügende Nichtbeantwortung obiger Fragen zurückzuführen. Es empfiehlt sich daher, sich zunächst den sozialen Strukturen einer Gemeinde anzupassen und bestehende bzw. offensichtliche Missstände durch sanfte Meinungsbildung zu korrigieren“ (EBENDA).*

Gründe für das Gelingen bzw. das Scheitern von erwarteter Beheimatung habe ich unter anderem zahlreichen Quellenbelegen, vor allem Leserbriefen in der Zeitschrift „Niederösterreich gestalten“ entnommen, von deren umfangreicher Dokumentation ich hier nur kurz berichten konnte. Analysen dieses vielfältigen Materials könnten vielleicht in Zukunft helfen, kooperative Modelle zu entwickeln.

## Literatur

CIKL, B., 2000. Infrastruktur: Ein Segen für die Landschaft. *Raum & Ordnung* 2, 1: 12.

FRÜH, A., 1985. Stadtfucht wird zur Landplage. *Raumordnung aktuell* 9, 1 u. 2: 10–12.

GISSER, R., 1970. Intensität und Struktur der Zuwanderung in Wiener Umlandgemeinden. *Kulturberichte* 3: 4–8.

GREIF, F., 1974. Der ballungsnaheländliche Raum – eine gemeinsame Aufgabe für Stadt und Land. Gedanken zum Angriff einer regionalpolitischen Priorität. *Agrarische Rundschau*, ohne Jg., 8: 84–87.

GRÜBL, E. & U. MARINGER, 2002. Die Stadt am Rand der Stadt. Gewollt – oder unliebsames Kind? *Raum & Ordnung* 4, 3: 6–8.

KAUFMANN, A., 1974. Umfang und Struktur der Wohnungsmobilität im Wiener Umland. Ergebnisse einer Untersuchung des Instituts für Stadtforschung. *Kulturberichte* 7: 9–16.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 1995. Zuagroast. Eine Diskussionsplattform. *NÖ Gestalten* 61: 40.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 1996. Zuagroast. Eine Diskussionsplattform. *NÖ Gestalten* 65: 42.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 1999. Zuagroast. Eine Diskussionsplattform. *NÖ Gestalten* 82: 48.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 2001. Auslaufmodell Rastersiedlung. *NÖ Gestalten* 92: 6.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 2002. Was läuft falsch bei der Siedlungsentwicklung? *NÖ Gestalten* 98: 48.

NÖ LANDESREGIERUNG (Hg.), 2003. Zuagroast. Eine Diskussionsplattform. *NÖ Gestalten* 101: 49.

PEVETZ, W., 1975. Für eine soziologische Abgrenzung des „Ländlichen Raums“. *Agrarische Rundschau*, ohne Jg., 6: 5–8.

STEYRER, H., 2000. Ländlicher Raum. Neue Strategien. *Raum & Ordnung* 2, 1: 14–16.

WEBER, G., 1987. Wenn Freizeitmenschen seßhaft werden ... Probleme der Raumordnung mit den Zweitwohnsitzen. *Raumordnung aktuell* 11, 3: 4–8.

ZOTTL, B., 1985. Die Zweitwohnungen der Wiener im Weinviertel. *Raumordnung aktuell* 9, 1 u. 2: 3–6.



# Soziokulturelle Determinanten der Randzonen von Bratislava – Realität oder Image?

*Zuzana Beňušková (Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, Bratislava)*

## 1 Einleitung

Die Ausdehnung der Städte im 20. Jahrhundert führte zur Integration von Dörfern außerhalb der Stadt in den Stadtkörper. Diese neuen Stadtteile waren in den vergangenen Jahrzehnten geprägt von einem Balancieren zwischen der Bindung an die Kernstadt einerseits und dem Streben nach Eigenständigkeit andererseits, also einem Übergang zwischen dem Charakter von Stadt und Land. Im mitteleuropäischen Raum werden städtische Randzonen nur selten auf der grünen Wiese geschaffen, weil die sich erweiternden Stadtgrenzen in allen Richtungen auf eine dichte Besiedlung stoßen. Der Prozess der Suburbanisierung seit Ende des 19. Jahrhunderts brachte nicht nur Stadtbewohner, sondern auch städtische Kultur in die Randzonen der Städte. Neue Formen der Mobilität – wie etwa Arbeitspendler – bedingten die Öffnung der lokalen Gemeinschaften sowie ihre soziale und städtebauliche Umstrukturierung. Dies führte auch zur Schwächung von spezifischen Kultur-elementen. Aus ethnologischer Sicht kann man Veränderungen hinsichtlich des urbanen Gefüges, der Funktionalität der Siedlung, der Sozialstruktur der Bevölkerung, des Erwerbs und der Beschäftigung, der gesellschaftlichen Beziehungen, der Feste, der Kleidung und weiterer wichtiger Kulturelemente beobachten.

Die administrative Eingliederung einer Siedlung repräsentiert einen wichtigen Meilenstein der Entwicklung, sie ist zudem eine von mehreren Determinanten, die zur Umformung von Dörfern in Städte beitragen. Sie stellt sowohl die Auswirkung als auch eine Ursache der Beschleunigung der Urbanisierungsprozesse dar. In der Periode der sozialistischen Urbanisierung wurden durch radikale städtebauliche Eingriffe einige Randzonen Bratislavas zielbewusst als wirtschaftliches und soziales Hinterland der Stadt konstruiert. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde durch das politische System, welches bewusst steuernd in die Sozialstruktur Bratislavas eingriff, neben allgemeinen Modernisierungsprozessen und der Entwicklung von Industrie und Dienstleistungen der Zustrom der Bevölkerung in die Städte gefördert. In dieser Phase trug die Errichtung von Plattenbausiedlungen außerhalb des Stadtzentrums und in Randzonen wesentlich zur Erhöhung der Einwohnerzahl in den Städten bei.

Gegenwärtig besteht in diesen Bereichen ein Konglomerat von urbanen und ruralen Elementen, was eine spezifische Lebensqualität schafft, die sich sowohl vom städtischen als auch vom ländlichen Milieu unterscheidet. Die lokale Kultur als integrierender Faktor determiniert lokales Bewusstsein und Lokalpatriotismus. In den neuen Stadtvierteln ist dieser Prozess wenig erfolgreich, obwohl er gerade hier wichtig wäre, um den Gefühlen der Anonymität und der Einsamkeit unter ihren Bewohnern entgegenzuwirken.

Im Folgenden werden am Beispiel von drei Randzonen Bratislavas drei unterschiedliche Varianten der Herausbildung einer spezifischen Identität von Siedlungen dargestellt und analysiert. Wichtige Fragestellungen in diesem Zusammenhang sind: Was formt den *Genius loci* dieser Siedlungen? Was ist spezifisch für deren Lebensqualität? Welche Spezifika nehmen die Bewohner der untersuchten Siedlungen wahr?

Zum Zwecke der Beantwortung dieser Fragen habe ich die identitätsbildenden Kultur-elemente, die Werbematerialien der Orte, Internetseiten und regionalkulturelle Projekte untersucht. Die drei untersuchten Ortschaften stellen einen Siedlungstyp mit teilweise bewahrt ländlichem Charakter und einer gewissen kulturellen Eigenständigkeit dar und repräsentieren drei Phasen der städtebaulichen Orientierung Bratislavas. Rača wurde im Jahre 1946, Devínska Nová Ves und Rusovce im Jahr 1972 an Bratislava angegliedert und an das städtische Verkehrsnetz angebunden.

## 2 Devínska Nová Ves

Devínska Nová Ves war einer der vielen Orte in der Westslowakei, die im 16. Jahrhundert mit Einwohnern kroatischer Abstammung besiedelt wurden. Diese Besiedlung repräsentiert ein wichtiges Spezifikum und kulturbildendes Element. Devínska Nová Ves formierte sich zu einer suburbanen Gemeinde mit landwirtschaftlich-industrieller Funktion. In den 1970er Jahren arbeiteten 50% der erwerbstätigen Bevölkerung in Bratislava. Die Wohnfunktion trat immer mehr in den Vordergrund.

Anfang der 1980er Jahre begann man anstatt mit der projektierten individuellen Bebauung mit dem Bau von zwei räumlich von der alten Gemeinde getrennten Plattenbausiedlungen. Durch die Errichtung eines Automobilwerks wurde eine Vielzahl von Arbeitsplätzen geschaffen, die auch Wohnungen und weitere Infrastruktur benötigten. Die neuen Wohnungen wurden ab 1988 übergeben. Damit stieg die Einwohnerzahl von Devínska Nová Ves von 5.000 auf 15.000 an.

Ein weiteres Entwicklungsmoment des Stadtteils war die Entfernung der Grenzzäune und die Erschließung der Natur am Fluss Morava (March) als Erholungsraum nach 1989, welcher nicht nur von den Ortsbewohnern, sondern auch von erholungssuchenden Menschen aus anderen Teilen Bratislavas genutzt wird. Das Automobilwerk wurde schließlich von Volkswagen aufgekauft, wodurch seine Bedeutung noch mehr wuchs. Derzeit beschäftigt es 10.500 Menschen. Devínska Nová Ves ist für die Einwohner Bratislavas ein Symbol für das suburbane Wohnen in guter Umgebung und damit ein begehrter Ort für den Eigenheimbau. Anfang der 1990er Jahre wurden Stimmen laut, die eine Loslösung des Orts von Bratislava forderten. Schließlich siegte der Pragmatismus über lokalpatriotische Emotionen: In einem Referendum bestätigten die Einwohner, dass sie Bürger von Bratislava bleiben wollten.

Auf kultureller Ebene pflegten die Kroaten ihr traditionelles Brauchtum im Ort weiter. Im Juni 1989 fand das erste Festival des kroatischen Liedes und Tanzes statt. Das Festival nahm rasch den Charakter eines Dorffestes im alten Teil des Ortes an. Devínska Nová Ves begann sich also noch vor der politischen Wende im Jahr 1989 als Zentrum der Kroaten in der Slowakei zu etablieren.

Schätzungen von ortsansässigen, in der Kultur tätigen Persönlichkeiten gemäß wird der lokale kroatische Dialekt in annähernd 300 Familien bzw. von über 1.000 Einwohnern des Stadtteils gesprochen. Zur kroatischen Nationalität bekannten sich jedoch nur 46 Einwohner (2001). Die slowakischen Kroaten verbindet vor allem die Sprache und das Bewusstsein der gemeinsamen Herkunft. Auf die Präsenz des kroatischen Elements wird der ortsfremde Besucher vor allem aufgrund der Namen der nach 1989 umbenannten Straßen hingewiesen. Zur lokalen und zugleich zur ethnisch-kroatischen Identität trägt die Publikationstätigkeit des Kroatischen Kulturbundes bei. Die Internetseite von Devínska Nová Ves weist darauf hin, dass die Identität des Stadtteils vor allem auf dem römisch-katholischen Glauben und der traditionellen Architektur basiert und weiters der Erholungs- und Naturraum des Marchufers einen besonderen Wert repräsentiert.

Es ist festzustellen, dass in der Wohnsiedlung Devínska Nová Ves die Anknüpfung an die lokalen Traditionen günstige Auswirkungen auf die kulturelle Annäherung der Einwohner und damit auf die Entfaltung des besonderen Charakters des gesellschaftlichen Lebens dieses demographisch und kulturell vielfältigen Stadtteils zeitigt.

### 3 Rusovce

Für die Wiener Mittelschicht war Rusovce eine begehrte Sommerfrische. Quartier fanden die Touristen in den Häusern der Bauern und verlockend waren für sie die Ufer der Donau bzw. die gräflichen Güter einschließlich der Reitpferde mit englischen Jockeys. Wiener Stammgäste besuchten Rusovce auch nach dessen Angliederung an Ungarn weiterhin.

Mit der Angliederung an Ungarn im Jahr 1918 gelangte Rusovce in die Position einer Grenzgemeinde. Es verlor vorübergehend den unmittelbaren Kontakt zu Bratislava, der für seine Bewohner vor allem im Hinblick auf Arbeitsmöglichkeiten und den Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte so wichtig war. Nach der Angliederung des Ortes an die Tschechoslowakei im Herbst 1947 wurde im Rahmen des Abkommens über den Bevölkerungsaustausch ein Teil der ungarischstämmigen Bevölkerung nach Ungarn ausgesiedelt, viele verließen jedoch auch auf eigene Initiative das Land. Die Deutschen wurden gewaltsam abgeschoben. Rusovce hatte 1947 nur noch 900 Einwohner. Die leeren Häuser mussten aber besiedelt werden, weshalb das fruchtbare Flussgebiet der Donau zur neuen Heimat für aus den Gebirgsgegenden der Slowakei stammende Slowaken wurde. Ab 1950 wurden auch die Mitglieder des Slowakischen Volkskunstkollektivs (SLUK) zu neuen Einwohnern der Gemeinde. Für die slowakische Öffentlichkeit war Rusovce das Synonym für SLUK und das Schloss. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre fanden im Amphitheater des Schlossparks von Rusovce Stadterntefeste mit künstlerischen Spitzenensembles statt.

Die Grenzöffnung schuf schließlich die Basis für neue kulturelle und gesellschaftliche Aktivitäten der Einwohner der Gemeinden an der Grenze dreier Länder, begünstigte aber auch die Wiederherstellung der zerrissenen familiären Beziehungen. Der Grenzraum im attraktiven Dreieck Bratislava-Győr-Wien ist in ökonomischer Hinsicht nicht nur für eine touristische Nutzung prädestiniert. Bereits unterzeichnet ist ein Projekt zur Errichtung eines gewaltigen Businesszentrums, dessen Hallen bis in die Randzonen von Rusovce hineinreichen sollen. Die Einwohner nehmen dieses Vorhaben allerdings eher negativ

wahr, da es den freizeitorientierten und ruhigen ländlichen Charakter des Ortes beeinträchtigen könnte.

Im Jahr 2002 wurde die NGO-Bürgerinitiative „Rusovský park“ gegründet, deren Ziel es ist, im Rahmen der Eurofonds von INTERREG IIIA ein Projekt zur Wiederherstellung des Schlossparks zu erarbeiten und bei dessen Realisierung mitzuhelfen. Ein weiteres imagekonstituierendes Element von Rusovce sind die römischen Ausgrabungen und die historischen Baudenkmäler. Das Museum Gerulata ist trotz eines minimalen Werbeaufwands eine gut besuchte lokale Attraktion.

Der Donaudamm im Katastergebiet von Rusovce stellt einen beliebten Erholungs- und Freizeitraum der Einwohner Bratislavas dar. Im Zentrum von Rusovce herrscht in den Sommermonaten reger Touristenverkehr. Die Internetseite informiert sehr eingehend über die historischen und natürlichen Besonderheiten des Stadtteils.

## 4 Rača

Rača gehört zum Weinbaugebiet der Kleinen Karpaten. Seit der Ära des Feudalismus gehörte es zu den bedeutenden Weinproduzenten für den In- und Auslandsmarkt und wurde sowohl von deutscher als auch von slawischer Bevölkerung besiedelt.

Ein wichtiger Meilenstein war das Jahr 1873, als in der Gemeinde der Bau der Fabrik Dynamit-Nobel begann, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu den größten Chemiewerken in Österreich-Ungarn gehörte. Während des Ersten Weltkrieges waren im Dynamitwerk 3.000 Arbeiter beschäftigt. Seitdem vollzog sich der Wandel des Winzer- und Handwerkerortes Rača in eine Arbeitervorstadt von Bratislava. Im Jahre 1918 zählte Rača 4.581 Einwohner. Schon in der Phase der ersten ČSR stellten die Winzer bereits eine Bevölkerungsminderheit dar. Rača bewahrte sich aber trotz der Industrialisierungseinflüsse einen ländlichen, vom Weinbau geprägten Charakter. Die Ergebnisse der Arbeit der Winzer spiegeln sich im festlichen Abschluss des Weinjahres wider. Es war charakteristisch für diese Gemeinde, dass die Winzertätigkeit Alltag und Feiertag lokal stärker als anderswo beeinflusste.

Seit 1946 gehört Rača zu Bratislava. Seine endgültige Umwandlung in einen Stadtteil sollte in den 1970er Jahren durch die Errichtung von Plattenbausiedlungen beschleunigt werden. Für die Errichtung der Neubauten wurde ein Teil des Altbaubestands abgerissen. Die Einwohnerzahl erhöhte sich damit um 90%. Die Einwohner von Rača identifizierten sich mit dieser Wandlung ihrer Gemeinde in Richtung Urbanisierung nicht, und infolge ihrer ablehnenden Haltung in dieser Hinsicht hieß es sogar, sie seien „eine Republik in der Republik“.

Nach 1989 dehnte sich Rača in Richtung auf die Weinberge aus, wo auch gegenwärtig noch neues Bauland entsteht, das von seinen Besitzern zum Zwecke individueller Bautätigkeit, d.h. zur Errichtung von Einfamilienhäusern, veräußert wird. Bislang pflegt Rača vorrangig das Image eines Weinorts und ist bestrebt, die ruhige ländliche Atmosphäre zu erhalten, obwohl gegenwärtig im Stadtteil nur noch rund 50 Weinproduzenten, dies entspricht einem Anteil von 0,2% der Einwohner, aktiv sind.

Der Weinbau stellt auch die Basis für partnerschaftliche Aktivitäten mit Orten im Ausland dar. Eine Partnergemeinde von Rača ist das burgenländische Gols, das ebenfalls nicht nur die Reben, sondern auch die Weinbaukultur pflegt. Gemeinsame österreichisch-slowakische Aktivitäten sollten auch in die 2003 begonnene Zusammenarbeit der in der Kleinkarpatenweinstraße und der Römischen Weinstraße Carnuntum vereinigten Landesteile einfließen.

Auch alle Werbeprospekte über den Ort sind im Geiste des Weinbaus und der damit verknüpften lokalen Volkstraditionen abgefasst. Im Rahmen von 26 wichtigen Punkten, die in dem Reklameprospekt „Rača“ aufgezählt werden, sind 7 unmittelbar mit der Weinbautradition verbunden. Die Internetseite präsentiert Rača als Stadtteil mit Weinbaukultur.

## 5 Resümee

Die wesentlichen Charakteristika der drei Gemeinden lassen kulturhistorische Elemente erkennen, welche die Basis für den jeweils spezifischen Genius loci der Siedlung bilden. Dieser wird durch verschiedene geographische Bedingungen determiniert. Jede der drei Gemeinden weist weitere Elemente auf, die wir auch in anderen Orten im Raum Bratislava beobachten können. Das Image der Orte basiert auf bestimmten sozialen Gruppen, die in der Vergangenheit durch ihre Zahl bzw. Bedeutung den Charakter der Gemeinde geprägt haben, in der Gegenwart jedoch in den Hintergrund gedrängt wurden. Es handelt sich also um Elemente, die auf ethnischen (Kroaten, Roma), berufsgruppenspezifischen (Winzer) oder Standesbesonderheiten (Aristokratie) beruhen.

In allen drei Orten rangiert die natürlich-ländliche Umgebung, aber mit intensiven Bindungen an die Stadt (Verkehr, Arbeitsmöglichkeiten, administrative Orientierung, Gesundheitsfürsorge, Schulwesen) als höchster Wert. Dieser Wert wird von der lokalen Bevölkerung hochgehalten und verteidigt. Nur in einem Fall fungiert der Stadtteil einer Hauptstadt (Praha-Vinohrady im Falle von Rača) als Partnerort, ansonsten handelt es sich bei den Partnerorten durchwegs um kleinere Städte und Dörfer, was eine Reflexion der Selbstidentifikation der Einwohner der untersuchten Orte darstellt.

Tabelle 1: Charakteristika der drei analysierten Stadtteile

### Devínská Nová Ves

Stärken	Schwächen
gute Infrastruktur	soziale und urbane Heterogenität
Erholungsgebiet	Entfernung von der Stadt
Arbeitsmöglichkeiten	kein ausgebautes Zentrum vorhanden
Vielfalt an kulturellen Aktivitäten	
äußere Chancen	äußere Risiken
Grenzöffnung – Überbrückung der March	schlechte Verkehrsverbindung mit der Stadt durch den städtischen Nahverkehr (MHD)
Nähe des Kulturdenkmals – Devín	Hochwassergefahr am Fluss
Ergänzung des städtischen Nahverkehrs (MHD) durch die Bahn	

## Rusovce

Stärken	Schwächen
unversehrter ländlicher Charakter	schwache Infrastruktur
Anschluss an ein Erholungsgebiet	wenig Arbeitsmöglichkeiten
Kulturinstitutionen, architektonische Denkmäler	fehlende Beherbergungskapazitäten
wertvolle natürliche Umgebung	heterogene Bevölkerung, verlorener Genius loci
äußere Chancen	äußere Risiken
perspektivische Freizeitgebiete Jarovce, Čunovo	Eindringen der Bautätigkeit
Eingliederung in die EU, Ende der Grenzlage	Eingliederung in die EU – Verlust der ländlichen Atmosphäre
Rekonstruktion der Denkmäler	intensiver Automobilverkehr in der Gemeinde
Nutzung des Parks	

## Rača

Stärken	Schwächen
ausgebaute Infrastruktur	heterogener Urbanismus
genügend Arbeitsmöglichkeiten	schlechtes Kommunikationssystem – Isolierung von Teilen
Anbindung an Traditionen	nicht ausgebautes Zentrum
Erholungsgebiet Kleine Karpaten	
beschauliche ländliche Atmosphäre	
äußere Chancen	äußere Risiken
Teil der Mikroregion Kleine Karpaten	Transitlokalität
doppeltes Potential – Bratislava und Kleine Karpaten	Eindämmung des Weinbaus infolge Unrentabilität
Nutzung des integrierten Verkehrssystems	

An der Pflege der lokalen Kultur beteiligen sich in erster Linie die autochthonen Einwohner; Immigranten befinden sich in der Position von passiven „Konsumenten“ oder verhalten sich gegenüber der lokalen Kultur weitgehend indifferent. Dies betrifft nicht nur die Beteiligung an traditionellen Veranstaltungen, sondern auch die Teilnahme an moderneren gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten. Der Begriff des autochthonen Einwohners ist relativ. Es muss sich hierbei nicht nur um einen bereits im Ort Geborenen handeln, sondern aus der Sicht der Immigranten gelten als „autochthon“ auch Einwohner, die bereits ca. 30 Jahre im Ort leben (also seit der Zeit vor der Errichtung der Plattenbausiedlungen). Gebürtige Ortsbewohner legen in Bezug auf die Definition von „autochthon“ jedoch strengere Maßstäbe an: Auch Einwohner, die bereits 30 und mehr Jahre in die lokale Gemeinschaft integriert sind, halten sie in bestimmten Situationen nicht für vollwertige Repräsentanten des Ortes. Für Immigranten bildet die Entdeckung der Geschichte der All-

tagskultur und der lokalen Besonderheiten mittels der lokalen Periodika und Monographien ein wichtiges Element der Konstituierung einer Beziehung zum Ort. Lokale Festlichkeiten, kulturelle Veranstaltungen und Freizeitaktivitäten in der Natur (Spaziergänge mit Hunden) sind Gelegenheiten für die Kommunikation der autochthonen Bevölkerung mit Zuwanderern. Während die große Welle der Immigranten in den 1980er Jahren im Besonderen eine Quantität darstellte (Wohnen im Plattenbau als ein Massenphänomen versus das Wohnen in traditionellen Bauernhäusern), verbindet sich die Immigration derzeit vor allem mit einer spezifischen Qualität, denn es handelt sich hierbei in der Regel um soziale Schichten mit einem überdurchschnittlichen Einkommensniveau. Keine der analysierten Ortschaften bekundet derzeit ein Interesse an einer rapiden Intensivierung der Urbanisierung, weil die präferierten ländlichen Werte als gefährdet angesehen werden. Andererseits besitzt die Regionalplanung keine klaren langfristigen Konzeptionen und passt sich flexibel den neuen Angeboten an, die nicht identisch sein müssen mit den realen Bedürfnissen der Bevölkerung.

Abschließend ist daher festzustellen, dass die Aspekte der Eingliederung von Randzonen in den kulturell-sozialen Organismus der Stadt einen überaus wichtigen Aspekt darstellen, der künftig weiterer Untersuchungen bedarf.

## Literatur

BEŇUŠKOVÁ, Z., 1994. Význam chorvátskeho etnika pre formovanie miestnej kultúry v Devínskej Novej Vsi. *Slovenský národopis* 42: 486–494.

POKORNÝ, U.A., 1995. *Devínska Nová Ves. Vlastivedná monografia*. Bratislava.

PODOLÁK, J., 1986. *Záhorská Bratislava*. Bratislava.



# Der Wandel der Wohnbaukultur im Umland von Wien

*Vera Mayer (Institut für Stadt- und Regionalforschung  
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien)*

## 1 Einleitung

In diesem Beitrag geht es um die sich im Umland von Wien befindlichen Randzonen. Diese werden im Niederösterreichischen Raumordnungsprogramm als Planungsregion Wien-Umland zusammengefasst. Für die Charakterisierung der Randgebiete Wiens wird in Anlehnung an HÄUSSERMANN & SIEBEL (1992) hypothetisch davon ausgegangen, dass eine „handhabbare Definition“ sehr schwierig ist, da die hier ablaufenden Prozesse widersprüchlich und widerständig sind, weil sie das Produkt gesellschaftlicher Prozesse und sozialer Bewegungen in einem bestimmten Raum und einer bestimmten Zeit repräsentieren, die ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten besitzen. Es ist weiters zu berücksichtigen, dass das Umland von Wien keine wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Einheit darstellt, sondern dass es gerade umgekehrt ist. Auch das Stadtumland hat sich ausdifferenziert, es entstehen viele lokale Lebensräume und Lebenswelten, die nebeneinander, aber nicht miteinander existieren. Dabei sind auch die Entwicklungen innerhalb einer Stadtregion von unterschiedlicher Intensität und Qualität. Die Randgebiete zeichnen sich durch eine Vielschichtigkeit und Gegensätzlichkeit, durch ein gewisses Chaos und durch die Vermischung verschiedenster Funktionen sowie des Traditionellen und des Innovativen aus. Diese Attribute sind im Fall der optisch und ästhetisch erfassbaren Phänomene, wie der Kulturlandschaft und des Wohnbaus, besonders auffallend. Für die Bau- und Wohnformen ist typisch, dass sich hier städtische und ländliche Formen vermischen.

Abbildung1: Blick in das südliche Wiener Umland



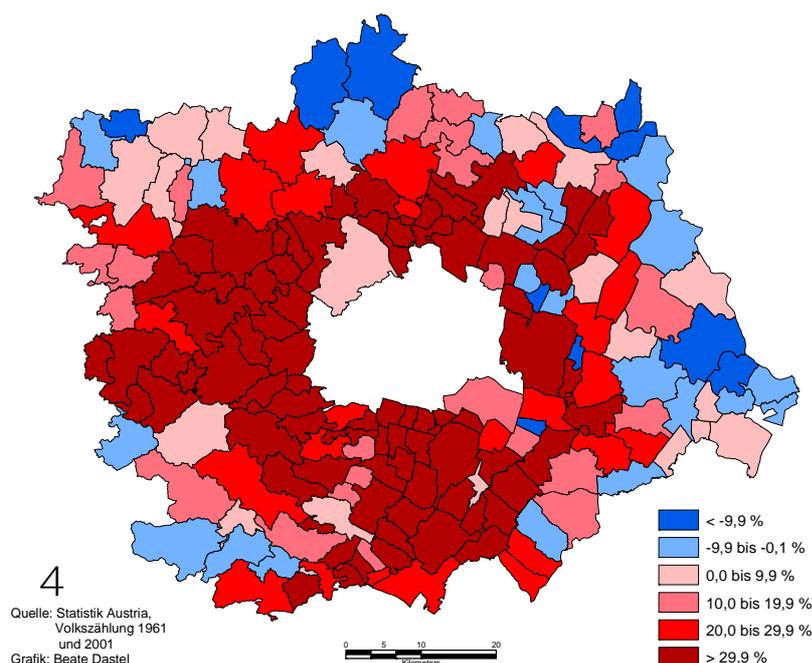
Foto: Vera Mayer

Die Siedlungsexpansion für Industrie-, Einkaufs-, Wohn- und Erholungszwecke in den vergangenen Jahrzehnten führte, neben vielen positiven Effekten (u.a. das Wirtschafts-

wachstum und die Erhöhung der Wohnqualität der Bevölkerung), vor allem im südlichen Wiener Umland – eine Kulturlandschaft mit traditionellen kleinstädtischen und dörflichen Strukturen – zu negativen Begleiterscheinungen, wie etwa einem anwachsenden motorisierten Individual- und Güterverkehr, einem dramatischen Anstieg des Flächenverbrauchs und einer Zersiedelung der Landschaft. Eine zunehmende Polarisierung zwischen den Wohn- und den Einkaufs- bzw. Industrievororten macht sich hier bemerkbar. Wenn es um neue Industrieansiedlungen in manchen landschaftlich besonders reizvollen Gegenden geht – wie z.B. entlang der B 17 zwischen Vösendorf und Guntramsdorf –, sind Konflikte zwischen Umweltschützern, diversen Bürgerinitiativen und Gemeinden vorprogrammiert. Einige der wiennahen Gemeinden befürchten, durch das Auspendeln der Arbeitskräfte, den Kaufkraftabfluss und die Abwanderung von jungen Menschen infolge der hohen Wohnungs- und Grundstückspreise von der Metropole absorbiert zu werden. In der Öffentlichkeit wurde vielfach argumentiert, dass es durch die Suburbanisierung der Umlandgemeinden zunehmend zu einer Verdrängung beziehungsweise Zerstörung traditioneller kleinstädtischer und ländlicher Siedlungsstrukturen kommt. Dabei verlaufen die Entwicklungen je nach Gebiet und Gemeinde unterschiedlich.

Die Region Wien ist bereits seit den 1960er Jahren mit starken Suburbanisierungstendenzen konfrontiert. Die in den 1960er und 1970er Jahren einsetzende Stadtfucht wird als die Reaktion der Menschen auf die Umweltbelastung, das Verkehrschaos und den Lärm, d.h. auf die Stadt als Ort der Aggression interpretiert (Push-Faktoren). Weitere Gründe für die Wohnsuburbanisierung sind der Wohlstand der kaufkräftigen Mittelschicht mit ihren erhöhten qualitativen und quantitativen Wohnraum- und Flächenansprüchen, die gestiegene Mobilität, neue Kommunikationstechnologien und nicht zuletzt die niedrigen Grundstückspreise im Umland (Pull-Faktoren) (BURDACK & HERFERT 1998). In den 1960er und 1970er Jahren erfasste die Euphorie des modernen Bauens nicht nur die Stadt Wien, sondern auch die Gemeinden im Umland der Bundeshauptstadt.

Abbildung 2: Bevölkerungsentwicklung im Wiener Umland 1961–2001



Das Ziel der städtischen Expansion zu Wohnzwecken waren zunächst die landschaftlich reizvollen Gegenden in den Hanglagen des Wienerwaldes, die traditionellen Weinbauorte von Klosterneuburg bis Baden, die sich bereits im Biedermeier, verstärkt aber im Historismus und in der Zwischenkriegszeit, als begehrte Orte der Sommerfrische und Wohnorte im Nahbereich von Wien etablierten. Aber auch in der Ebene, in den Gemeinden entlang der B 17 und der Südbahn, in den Bezirkshauptstädten und regionalen Zentren entstanden in den 1960er und 1970er Jahren neue Wohnsiedlungen am Ortsrand, meist Rastersiedlungen mit Einfamilienhäusern in offener Bauweise. Auf dem Gemeindegebiet von Maria Enzersdorf wurde zwischen 1960 und 1976 die sogenannte Südstadt erbaut – mit diversen Wohnformen von Hoch- bis zu Atriumshäusern. Die Gemeinde Wiener Neudorf errichtete neben der B 17 Hochhäuser auf dem so genannten Reisenbauerring – so als ob sich die Gemeinde Wiener Neudorf nach einem städtischen Gepräge sehnen würde. Damals galt wohl das Städtische als fortschrittlich, das Ländliche als zurückgeblieben. In beinahe jeder größeren Gemeinde wurden damals mehrgeschossige Wohnhausanlagen errichtet.

Abbildung 3: Neue Wohnbautätigkeit am Ortsrand

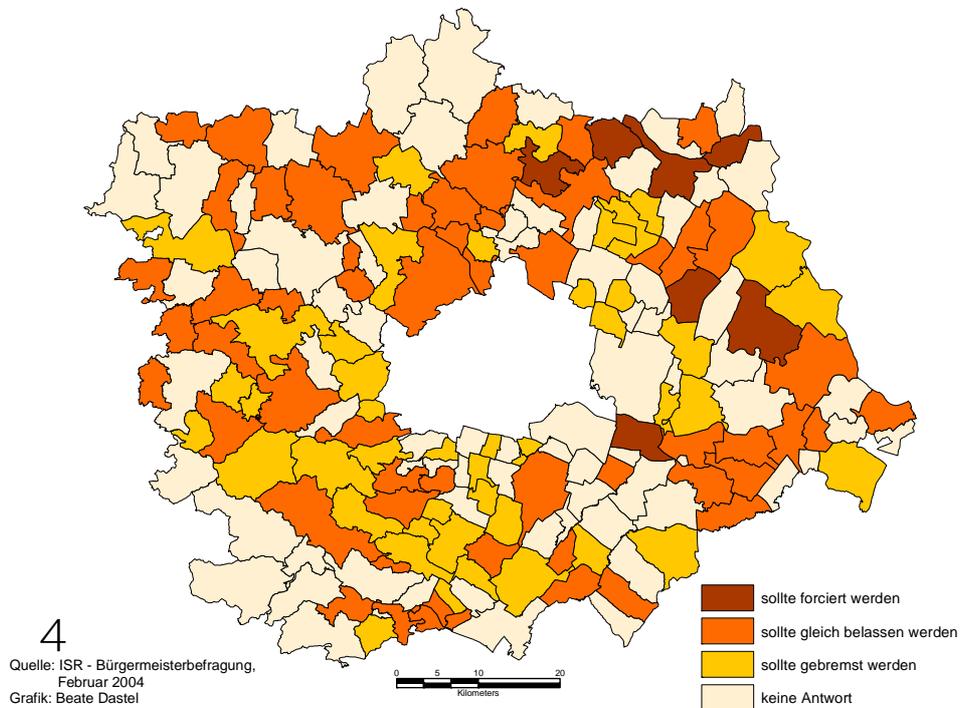


Foto: Vera Mayer

Während heute einige Gemeinden beinahe die Grenze des Siedlungswachstums erreicht haben, herrscht am Ortsrand vieler Umlandgemeinden rege Wohnbautätigkeit. Aufgrund der steigenden Grundstückspreise verschiebt sich die Bautätigkeit immer weiter in die äußeren Gebiete des Umlandes, wo die Grundstücke noch billiger sind als in der unmittelbaren Nähe der Großstadt. Auch im Norden und Osten des Wiener Umlandes, wo sich noch vor kurzem die Bauaktivitäten in Grenzen hielten, gewinnt die Bautätigkeit (Wohnhäuser, Baumärkte, diverse Handelsketten) in vielen Orten seit den 1990er Jahren an Intensität, begleitet von einer Bevölkerungszunahme von bis zu 10%. Es überrascht nicht, dass in unserer Befragung die meisten Bürgermeister im Umland von Wien auf die Frage, ob die weitere Wohnbautätigkeit im Umland von Wien forciert werden sollte, mit „nein“ geantwortet haben (MAYER 2004). Die meisten Gemeinden, die für die Forcierung der Wohnbautätigkeit plädieren, befinden sich im nordöstlichen Teil des Wiener Umlandes. Es handelt sich häufig um jene Gemeinden, die zwischen 1961 und 2001 eine

Bevölkerungsabnahme verzeichneten und die sich darüber hinaus aufgrund der EU-Erweiterung und im Zuge der neu entstehenden Infrastruktur eine demographische und ökonomische Belebung erwarten.

Abbildung 4: Zukünftige Wohnbautätigkeit im Wiener Umland



## 2 Das Einfamilienhaus im Grünen als Wohnideal

Wo sich heute eine chaotisch wirkende Landschaft aus Wohn-, Gewerbe- und Industriebauten sowie Einkaufseinrichtungen erstreckt, lagen noch vor weniger als 100 Jahren Straßen- und Angerdörfer inmitten ausgedehnter Ackerflächen und Weingärten. Die geschlossene Bebauung zeichnete sich durch die für den Osten des Landes typischen

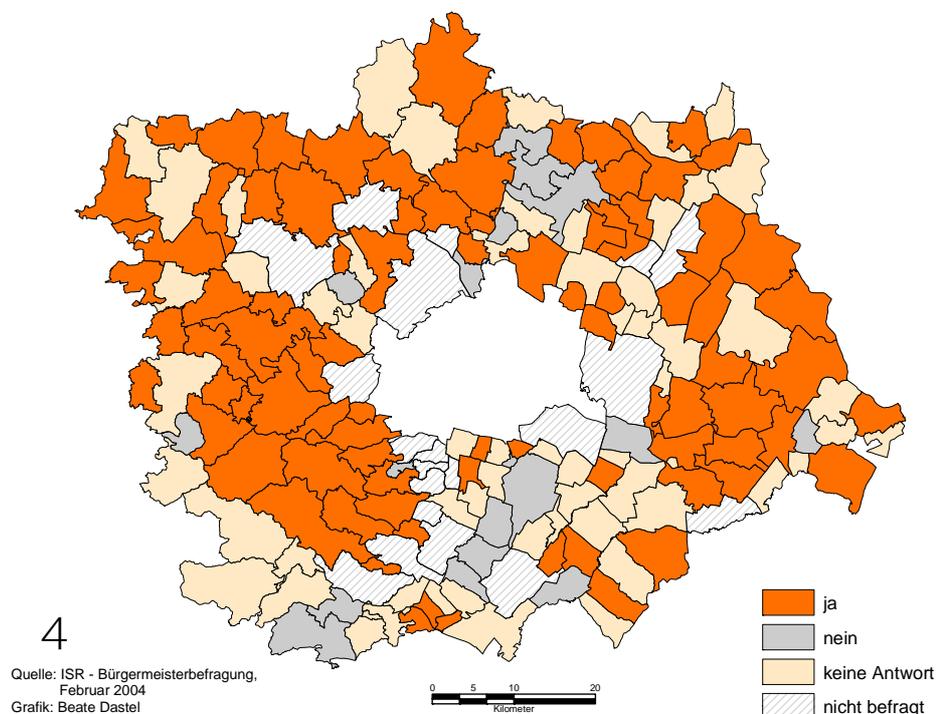
Abbildung 5 u. 6: Wohnen im Grünen zwischen Traum und Wirklichkeit



Fotos: Vera Mayer

Formen bäuerlicher Gehöfte, wie den Streckhof, den Haken- oder den Dreiseithof, aus. Im 19. Jahrhundert wurde bei den bäuerlichen Gehöften der Wandel von den Giebel- zu den Breitfassadenhäusern vollzogen. Die Weinbauerhäuser besitzen oft ein Stockwerk. In den kleinstädtischen Ortszentren befinden sich die zweistöckigen Bürgerhäuser der Renaissance und des Barocks, ergänzt um die Bauten des Historismus. Heute ist nicht die traditionelle geschlossene Bebauung im Stadtkern, sondern das Einfamilienhaus in einer Rastersiedlung am Ortsrand die prägende Bau- und Wohnform in den Umlandgemeinden. Die Ergebnisse der durch das ISR durchgeführten Bürgermeisterbefragung im Umland von Wien belegen, dass das Einfamilienhaus in 83 % der Gemeinden, die diese Frage geantwortet haben (n= 103), auch weiterhin die führende Hausform bleibt (MAYER 2004).

Abbildung 7: „Wird das Einfamilienhaus auch in Zukunft die führende Bauform in Ihrer Gemeinde bleiben?“



Auch für die junge Generation stellt das Einfamilienhaus im Grünen den Inbegriff des „Traumwohnens“ dar (MAYER 2002b). Hierfür gibt es mehrere Erklärungsmöglichkeiten: historisch-kulturelle Vorbilder, die wir unbewusst reflektieren, Wohnleitbilder, die wir durch die Werbung vermittelt bekommen und die dann schließlich unsere Wohnwünsche, Wohn- und Lebensstile beeinflussen (ebenda).

Für das kulturgeschichtlich kodierte Einfamilienhaus existieren zahlreiche historische Vorbilder. Die architektonische Ausbildung des neuzeitlichen Villenideals im Italien des 16. Jahrhunderts wird von literarischen Ausdrucksformen begleitet, die auf der Grundlage des antiken Locus amoenus, christlicher Paradiesvorstellungen (die Identifikation der Villa als irdisches Paradies) und eines neuen gesellschaftlichen Ideals der Vita rustica basieren (BENTMANN & MÜLLER 1970: 74 f.). Anders als das Erlebnis der Natur bei Petrarca (das

fast religiöse Züge annimmt, indem das ländliche Paradies als „Gottes freie Natur“ begriffen wird, in die menschliche Eingriffe als störend bewertet werden), wird die Vereinnahmung der Natur im Sinne des neuen gesellschaftlichen Ideals der *Vita rustica* der großbürgerlichen Herrschaft vollzogen (ebenda: 73–89). *„Die Villeggiatura ist zum sozialen Statussymbol, die Unterhaltung des Villenparadieses zur Demonstration gesellschaftlicher Macht und gesellschaftlichen Prestige geworden“* (ebenda: 82). Die Natur wird für den venezianischen Adel und Großbürger des 16. Jahrhunderts als ein heilsamer Gegensatz zur (städtischen) Gesellschaft betrachtet. Auch für die gesundheitsbezogenen und psychologischen Motivationen – das Haus im Grünen als Inbegriff des gesunden, naturnahen Wohnens – existieren also historische Vorbilder. Scamozzi, der folgsame Schüler von Palladio, fordert für die Villa kräftige, gesunde Luft, vorteilhaftes Klima als Garantie körperlicher Gesundheit und preist am Villenleben die Ruhe von Körper und Geist (EBENDA: 100). Die Forderung nach sportlicher Betätigung besitzt einen ideologischen Hintergrund: Die privilegierte Klasse identifiziert sich mit Sport. Ebenso wichtig wie die sportliche Betätigung ist aber auch die psychische Kräftigung.

Im Umland von Wien war es zunächst der Adel gewesen, der sich seit der Zeit der Renaissance und des Barock, vor allem aber seit Beginn des 18. Jahrhunderts den Luxus mehr oder weniger prächtiger Sommerwohnsitze im Grünen leistete. Das Bürgertum folgte später: Die zwischen 1797 und 1808 herausgegebene Hefreihe *„Wanderungen und Spazierfahrten in den Gegenden von Wien“* von Franz Anton de Paula Gaheis leitete, wie Felix CZEIKE (1982) vermutet, die bürgerliche Entdeckung der wiennahen Landschaften ein. Im Biedermeier entwickelten viele eine Vorliebe für das Landleben und eine neue romantisch-ästhetisierende Bewunderung der Natur, die nun nicht mehr als Plage und Bedrohung wahrgenommen wurde. Als schließlich die Bahn gebaut wurde, konnten immer mehr Menschen diese Erfahrung machen. Der Aufenthalt auf dem Land und die frische Luft wurden zum Inbegriff des gesunden Lebens im Gegensatz zur „kranken und schmutzigen Großstadt“.

Die Kultur der Sommerfrische wurde sowohl von Adel und Bürgertum als auch von den Schriftstellern, Musikern, Schauspielern und Intellektuellen mit Begeisterung gepflegt. All das führte dazu, dass die Hanglagen der Weinbauorte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts intensiv bebaut wurden. Die gründerzeitlichen Villen, die hier entstanden, wurden um 1900 von Denkmalpflegern und Heimatschützern als Elemente der Verhüttelung der Landschaft, als Zeichen kapitalistischer Gewinnsucht und rücksichtsloser Besitznahme der Natur verstanden, *„trotz der Behauptung vieler Traditionalisten, daß sich die alten Häuser angeblich gut in die Landschaft einpassen würden“* (HAJÓS 1982: 15 f.). Gleichzeitig sind aber für HAJÓS (ebenda: 29) die zahlreichen kleinen Villen der Wiener Berge auch ein sichtbares Zeichen eines Selbstständigkeitsdranges und der Flucht aus der erdrückenden Lebenswirklichkeit der Großstadt; das heutige Dilemma mehrgeschossiger Genossenschaftsbau versus Einfamilienhaus im Grünen fand im Historismus seine Entsprechung im Antagonismus von Villa versus Mietskaserne bzw. großstädtisches Zinshaus.

Auch das Faktum, dass die Häuser in Hanglage begehrter und teurer sind als jene in der Ebene, lässt sich kulturhistorisch erklären. Die Wohnlage bzw. die Situierung des Hauses in der Landschaft ist gewiss eine kulturhistorisch determinierte Kategorie. Für die Platzierung der Villa in einem erhöhten Terrain finden wir bereits in der Antike und in der Renaissance nicht nur ästhetische, sondern auch ideologische Gründe. Die ästhetischen Vorteile und Privilegien wurden damals bereits genauso geschätzt wie die hygienischen und

klimatischen (BENTMANN & MÜLLER 1970: 101). Scamozzi spricht etwa in Verbindung mit dem Villenbau im Umland von Venedig im 16. Jahrhundert über „Campagna commune“ (die proletarische Stadt in der Lagune) und die Würde der Höhenlage, da der von der Natur privilegierte Villensitz von vornherein die Teilhabe an allen „höheren Werten“ garantiert (ebenda). Aber auch die mittelalterliche Burg demonstrierte den Herrschaftsanspruch ihres Besitzers sehr überzeugend.

#### Abbildung 8: Begehrte Hanglage



Foto: Vera Mayer

Was den gegenwärtigen Diskurs zum Thema Einfamilienhaus anbelangt, so kann die Nation in zwei Gruppen – die Befürworter und die Gegner des Einfamilienhauses – eingeteilt werden. Angesichts etwa der Zersiedelung und des erhöhten Verkehrsaufkommens stellen die Gegner die Frage, ob ein Einfamilienhaus überhaupt noch moralisch und der nächsten Generation gegenüber zu verantworten sei. Die Befürworter stellen die Gegenfrage, ob überhaupt jemand das moralischen Recht besäße, der Mittelschicht, die zum Nutznießer des Wohnens in den städtischen Randzonen in den Nachkriegsjahren geworden ist, das erträumte und hart erarbeitete Einfamilienhaus zu verbieten?

Wo liegt also das Problem? Das Problem liegt, wie fast immer, in uns. Die Mittelschicht hat einen hohen materiellen Wohlstand erreicht, eine hohe Lebens- und Wohnqualität. Sie kann ihre Wohnträume verwirklichen. Seitens der Bauwirtschaft wird um diese potentiellen Kunden so intensiv geworben wie noch nie zuvor. Durch die Wohnleitbilder – u.a. auch die politischen Wohnleitvorstellungen und Förderungsmaßnahmen auf der Ebene der Länder und Gemeinden, durch die Werbung, Messen, Filme usw. und durch ein breites Angebot an Häusern und Wohnungen, vermittelt durch die Wohnbauträger und die Immobilienbranche, sowie mit Hilfe zahlreicher Finanzierungsangebote diverser Kreditinstitute, die selbstverständlich in der Lage sind, unsere „Wohnträume“ verwirklichen zu können – wird der Wunsch nach einem eigenen Haus im Grünen noch zusätzlich stimuliert.

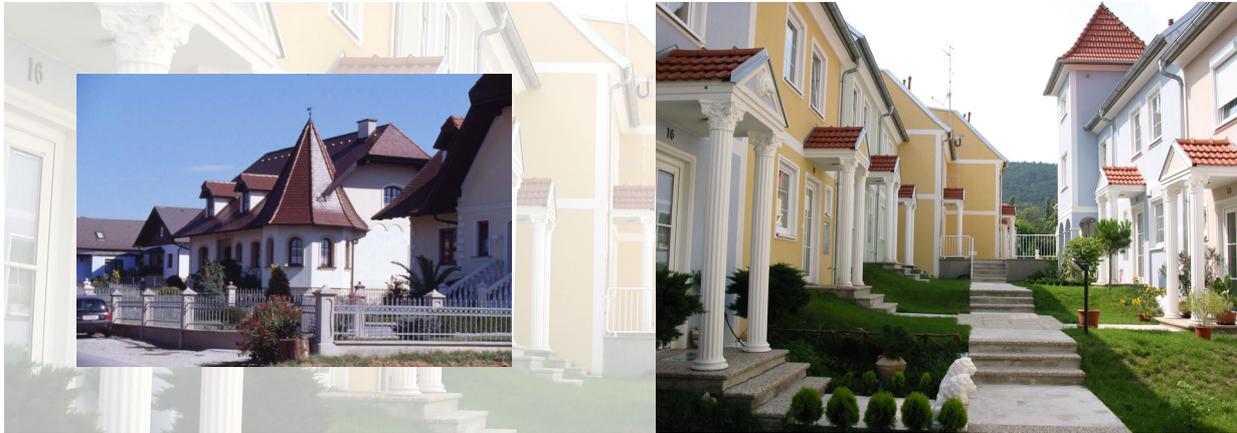
Wir werden überhäuft mit instrumentalisierten Botschaften in der Form von Prospekten, Wohnzeitschriften, Plakaten, Fernsehwerbung usw., die uns diktieren, wie wir zu leben und zu wohnen haben. Es wird mit unseren Sehnsüchten und Wünschen gearbeitet (MAYER 2002b). Unsere Wohnträume können laut Werbung leicht erfüllt werden. Leistbares Wohnen, d.h. Kostenminimierung, ist der Werbeslogan der Fertigteilhausfirmen: Die Bungalows heißen jetzt Einfamilienvillen, man wohnt im Landhausstil oder ganz präzise im französischen Landhausstil, falls die Häuser Mansardendächer haben. Es fehlt natürlich vielen schwer, diesen Verlockungen, unsere Wohnträume erfüllen zu können, zu widerstehen (ebenda). Für die Freizeitgesellschaft, die das „Naturerlebnis“ sucht, werden inszenierte Lebens- und Wohnwelten an einem Feuchtbiotop (Schwimmteich), womöglich mit einem Golfplatz in der Nähe, angeboten. „Wohnen wie im Urlaub“ in diesen Seeparks bzw. Residenzen wird uns versprochen. Wer „umwelt- und kostenbewusst“ ist, entscheidet sich für die von diversen Developern angepriesene „sinnvolle Bebauung mit Einfamilien-, Doppel- und Reihenhäusern, die die Kosten für Ihr Eigenheim erheblich reduzieren kann“. Und „eine leichte Erreichbarkeit der City mit dem Auto“ wird selbstverständlich auch garantiert. Ohne Auto geht selbstverständlich nichts in diesen neuen Wohnparadiesen.

In der Postsuburbia geht es nicht um die Bewunderung der Natur, sondern um ihre Stilisierung. Man könnte sich hier fragen, wieviel Kultur verträgt die Natur? Die so oft gepriesene Landruhe im Gegensatz zum Lärm der Stadt ist längst zu einem Mythos geworden. Das Wohnen im Grünen wird durch ein regelmäßiges „Rasenmäher-Concertogrosso“ untermalt, das von der Musik der überfliegenden Jets und vom Autobahnlärm als Hintergrundmusik begleitet wird. Ist das letzte Unkraut beseitigt, so kommen die Thujen an der Grundstücksgrenze dran. Sie werden – mit der Motorsäge geformt – zu einer strengen Hecke, die in einer Linie mit der oberen Kante des Zauns verläuft. Ein kleines „Schönbrunn zu Hause“. Falls man in der glücklichen Lage ist, einen langen Garten ohne einen dritten Nachbarn zu besitzen, so bietet sich der Fluchtweg nach hinten an. Doch auch hier ist keine Spur von einem ungestörten Aufenthalt in der Natur. Der Nachbar links grillt gerade seine Steaks und der rechte verbrennt in stiller Abschiedenheit die abgeschnittenen Baumäste. Die letzte Möglichkeit bietet die Flucht in den angrenzenden Weingarten. Das Murmeln des Traktors des Weinbauern hört sich dann beinahe idyllisch an. Die Idylle ist aber beinahe wieder vorbei, wenn man auf dem so genannten Promenadenweg in Hundekot tritt.

Das individuelle Eigenheim vermittelt uns nicht nur ein Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, sondern es bietet auch mehr Wohnkomfort und mehr Raum für diverse Hobbys. Das Eigenhaus kann aber auch als ein Teil der Inszenierung der eigenen Persönlichkeit, als ein Identifikationsobjekt, in dem man seine eigene Kreativität und seine Ambitionen verwirklichen kann, interpretiert werden. So entflammt heute z.B. eine neue Welle des „Gardenings“ und die Gartenfachgeschäfte prosperieren wie noch nie zuvor. Viele entdecken die Gartenarbeit als eine Art Entspannung vom Arbeitsstress. Neben dem gemähten Rasen in der Mitte der Gartenfläche (das Gartenideal der 1960er und 1970er Jahre) sind es heute exotische und mediterrane Einflüsse (Asien, v.a. Feng-Shui, Provence, Toskana) sowie die Biowelle, welche die Gestaltung des modernen Gartens prägen. Ein Biotop ist heute fast ein Muss. Bei vielen Wohlhabenden handelt es sich dabei nicht mehr um ein Hobby, das mit einer unmittelbaren Gartenarbeit im traditionellen Sinne verbunden ist, sondern Gartenentwurf und -pflege werden den Professionisten überlassen. So war das früher bei Aristokratie und Großbürgertum der Fall. Das Haus und der Garten werden zum Objekt der Inszenierung, der Erholung und des Genusses. Das Einfamilienhaus war

und ist gleichzeitig ein Prestigeobjekt, ein Statussymbol für die sozioökonomisch aufstrebenden Schichten.

Abbildung 9 u. 10: Inszenierte Wohnwelten



Fotos: Vera Mayer

### 3 Alternativen zum Einfamilienhaus

Welche sind aber die Alternativen zum Einfamilienhaus im Wiener Umland? Ist das Umland in der Lage oder überhaupt bereit, wie es Walter PRIGGE (1998) vorschlägt, die „neue Urbanität“ hier zu vermitteln? Im Süden von Wien plante ursprünglich 1957 Roland Rainer eine „Stadt der Zukunft“ für 10.000 Einwohner als Beitrag zur Entwicklung der so genannten Bandstadt (eine Siedlungskette zwischen Wien und Wiener Neustadt). Das von Rainer entworfene Atriumhaus stellt eine wirtschaftlich und städtebaulich für die große Masse realisierbare Hausform dar und erfüllt den Wunsch der Bevölkerung nach einem Einfamilienhaus. Realisiert wurde in der Südstadt aber schließlich zwischen 1960 und 1976 ein Konzept mit mehrgeschossigen Scheibenhäusern in Kombination mit verdichtetem Flachbau.

Der mehrgeschossige Wohnbau (ausgenommen die Arbeiterhäuser, wie z.B. die der Wienerberger Ziegelerbeiter sowie die Arbeitersiedlungen in Guntramsdorf aus der Zwischenkriegszeit) gehört gewiss nicht zur baulichen Tradition des Wiener Umlandes. Ein verstärkter Einzug des mehrgeschossigen Wohnhauses in diesen Raum wurde erst in den 1950er Jahren verzeichnet. Es handelte sich zunächst um die aus dem Wiener Gemeindewohnbau der 1950er Jahre bekannten Häusertypen. In den 1960er und 1970er Jahren war der Einzug des mehrgeschossigen Wohnhauses in das Wiener Umland nicht mehr zu bremsen. Eine Bauperiode, in der man sowohl in der Stadt als auch im Umland ohne Rücksicht auf die vorhandene Bausubstanz und bereits existente Siedlungsstrukturen in die Höhe baute.

Heute sind die Randgebiete nicht mehr nur durch das Einfamilienhaus geprägt, es werden immer mehr Siedlungsanlagen mit mehrgeschossigen Wohnhausanlagen errichtet. Die städtischen Bau- und Wohnformen breiten sich am Rand der Umlandsiedlungen aus. Aufgrund der steigenden Grundstückspreise verschiebt sich die Bautätigkeit immer weiter in die äußeren Gebiete des Umlandes, wo die Grundstücke billiger sind als in unmittelbarer Nähe der Großstadt.

## 4 Wo bleiben die Architekten?

Auch am Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich nichts an der Tatsache geändert, dass auch im Umland von Wien nur ganz wenige Einfamilienhäuser unter Miteinbeziehung eines Architekten errichtet werden (MAYER 2004). Den Architekten bieten allerdings die Randgebiete eine außerordentliche Gestaltungsfreiheit. Hier kann der Architekt Ideen verwirklichen, die im engen städtischen Raum kaum möglich wären. Es gibt viele Facetten des neuen Bauens im Umland von Wien, viele Architekten und Projekte wurden in diversen Veröffentlichungen gewürdigt (ZSCHOKKE 1997; ISWB 2004). Wenn es um Konzepte und Wohnformen geht, so heißen die Schlagworte: das Einfamilienhaus, das Reihenhaus, der verdichtete Flachbau und die Gruppenwohnprojekte. Betreffend die Bautechnologien stehen das kostengünstige Bauen und kostensparende Systeme, etwa die Modulbauweise, im Vordergrund. Das Ziel ist die Leistbarkeit der neuen Häuser, die sich sowohl formal als auch in Bezug auf ihre Konstruktion an optimalen ökologischen und baubiologischen Kriterien orientieren. Bei den energetischen Konzepten geht es um die erhöhte Energieeffizienz und erneuerbare Energieträger (solare Niedrigenergiebauweise und das Passivhaus).

Standen die architektonischen Konzepte aus den 1980er Jahren unter dem Einfluss der Baubiologie und des kritischen Regionalismus, so handelt es sich bei den Bauwerken der 1990er Jahre um eine Neuinterpretation der Zwischenkriegszeitmoderne, d.h. die Idee der Nützlichkeit und die Verbesserung stehen im Vordergrund. Nach der postmodernen Rückbesinnung auf die Tradition in den 1980er Jahren kommen wieder die Technologie, Form und Funktion, eine internationale bzw. globalisierte Architektur, die nach einem harmonischen Gleichgewicht zwischen dem Haus und der Landschaft, räumlicher Großzügigkeit sowie Weite, Transparenz und Klarheit sucht. Die regionale Kodierung steht nicht mehr zur Diskussion, vielmehr Energieersparnis, Umweltverträglichkeit und bessere Bauqualität, eine Architektur, die überall in vergleichbaren Landschaften errichtet werden kann. Garten und Schwimmbad weisen auf die Bedeutung der Freizeit hin. Es gibt aber weiterhin ein Allzuwenig an visionären Haus- und Wohnformen. Das zeitgenössische Bauen in den Randgebieten der Städte ist nicht in der Lage, die neue Identität dieser Gebiete zu prägen und fördern.

### Abbildungen 11 u. 12: Neue Architektur im Wiener Umland



Fotos: Vera Mayer

## 5 Ausblick

Die folgenden Thesen sollen als Grundlage bzw. Anregung für eine weitere Diskussion zu diesem Thema dienen:

- Der Unterschied zwischen elitärer Architektur und Massenwohnbau wird in den Randzonen weiterhin bestehen.
- Durch die teilweise Verlagerung des Arbeitens in den Wohnbereich wird das Interesse für das Wohnen im Umland von Wien weiterhin ansteigen.
- Durch die neuen Lebensstile, Wohnansprüche und demographischen Entwicklungen werden sich die Sehnsucht der Menschen nach dem Wohnen im Grünen, die Tendenz zum höheren Wohnflächenbedarf und der hohe Motorisierungsgrad weiter verstärken.
- Angesichts der sich bereits abzeichnenden gesellschaftlichen Trends und der Pluralität der Lebensstile wird auch in den Randgebieten eine größere Variabilität der Wohnformen entstehen.
- *„Trotz der weltweiten Verbreitung der Zwischenstadt stehen ihr als eine Gestaltungsaufgabe bis jetzt noch alle Kulturen ziemlich ratlos und ohne Konzept gegenüber. ... Die Aufgabe ist mit den herkömmlichen Mitteln des Städtebaus und der Architektur nicht mehr lösbar, es müßten neue Wege beschritten werden, die aber noch unklar sind“ (SIEVERTS 1999: 23).*
- Die Stadterweiterungsprozesse werden sich in das Landesinnere weiter fortsetzen. Das Problem der Zersiedelung in den Randgebieten bleibt damit bestehen. Eine generelle Tendenz zur dezentralen Konzentration, d.h. die Stärkung kleinerer regionaler Zentren, wäre im Wiener Umland daher wünschenswert. Dies hängt natürlich mit der räumlichen Entwicklung des Verkehrs zusammen. Die Erhöhung der Attraktivität städtischer Wohnformen und leistbare Wohnungen in der Stadt bedürften als Maßnahmen gegen die Stadtflucht verstärkter Forcierung.
- Die Probleme des Umlandes erfordern ein komplexes Denken. Ein komplexes Denken erfordert jedoch eine Vernetzung des Wissens. Ein transdisziplinärer Ansatz ist hier unumgänglich.
- In Übereinstimmung mit Sieverts: Einer der neuen Wege könnte der Aufbruch zu einem neuen regionalen Bewusstsein sein. Die Entwicklungen und Probleme der Stadt und des Umlandes kann man nicht mehr trennen. Es muss ein lebendiges regionales Bewusstsein in Form einer Zusammenarbeit entstehen.

Das städtische Umland muss aber zuerst als ein Raumkörper mit einer eigenständigen Identität begriffen werden. Wir müssen lernen, die städtischen Randzonen nicht nur aus der einseitigen Perspektive der Stadt zu sehen. Wir müssen uns fragen: „Welche sind die kulturellen, ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Werte der Randgebiete? Wie kann die Stadt vom Umland lernen? Es müssen verborgene Qualitäten und Zusammenhänge

sichtbar gemacht werden. Es geht dabei nicht nur um die ökonomisch-funktionalen Qualitäten der Randgebiete. Die Lebens- und Wohnqualität sowie die intakte Kulturlandschaft und die Erhaltung der Natur spielen schließlich nicht nur für die Bevölkerung, sondern auch für die Beurteilung des Wirtschaftsstandortes eine wichtige Rolle.

## Literatur

- BENTMANN, R. & M. MÜLLER, 1970. Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Versuch einer kunst- und sozialgeschichtlichen Analyse. Frankfurt am Main.
- BURDACK, J. & G. HERFERT, 1998. Neue Entwicklungen an der Peripherie europäischer Großstädte. Ein Überblick. *Europa Regional* 6, 2: 26–44.
- CZEIKE, F., 1982. *Wiener Bezirkskulturführer – XIII. Hietzing*. Wien.
- GRAF, A., 2000. *Wohnen und Arbeiten im Einfamilienhaus*. München.
- HÁJOS, G., 1982. Die „Verhüttelung“ der Landschaft: Beiträge zum Problem Villa und Einfamilienhaus seit dem 18. Jahrhundert. In: ÖSTERREICHISCHE GESELLSCHAFT FÜR DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE (Hg.) *Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840–1914*. Wien, Köln, Graz: 9–56.
- HÄUSSERMANN, H. & W. SIEBEL, 1987. *Neue Urbanität*. Frankfurt am Main.
- HÄUSSERMANN, H. & W. SIEBEL, 1992. Urbanität. Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung 38. Hg. vom Magistrat der Stadt Wien, MA 18. Wien.
- ISWB – InfoService wohnen bauen – Wohnbauforschung (Hg.), 2004. <http://www.iswb.at/innproj>.
- MAYER, V., 2002a. Zur Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien. Bericht über ein Forschungsprojekt zur Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Großraum Wien. *VHW Forum Wohneigentum. Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft* 4: 208–211.
- MAYER, V., 2002b. *Wohnpräferenzen von Jugendlichen in Wien. Ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeographie des Wohnens*. ISR-Forschungsbericht 27. Wien.
- MAYER, V., 2003. Metamorphosen einer Kulturlandschaft: Bau- und Wohnformen im südlichen Umland von Wien. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LVII/106, 2: 165–184.
- MAYER, V. (unter Mitwirkung von B. DASTEL), 2004. *Wohnbauentwicklung und Wohnbauqualität im Umland von Wien. Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung* (=WOHNWESEN UMLAND WIEN 1, Hg. von V. MAYER). Wien.
- PRIGGE, W., 1998. Städtebau am Stadtrand heute. In: INSTITUT FÜR STÄDTEBAU UND RAUMPLANUNG, TU WIEN (Hg.) *Städtebau – (Vor) Lesung. Stadtrand und Peripherie*. Materialien zu Städtebau und Raumplanung 9. Wien: 92–97.

---

SCHNEIDER, P. & G. STROHMEIER (Red.), 2000. *Landschaft – Begriff und Wahrnehmung*. Hg. vom Ministerium für Wissenschaft und Verkehr. Wien.

SIEVERTS, T., 1999: *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig, Wiesbaden.

ZSCHOKKE, V., 1997. *Orte: Architektur in Niederösterreich 1986–1997*. Basel, Boston, Berlin.



---

# Steuerungsmechanismen in der Orts- und Wohnbauentwicklung am Beispiel der Gemeinde Brunn am Gebirge – Ideen versus Realisierung

*Elisabeth Irschik (Wien<sup>1</sup>)*

## 1 Ist in der örtlichen Planung Platz für Visionen?

Der Stellenwert von informellen und innovativen Ideen und Visionen in der örtlichen Planung soll ermittelt werden. Die Darstellung der Fragestellung erfolgt am Beispiel des Wohnwesens in Brunn am Gebirge. Mit dem Begriff informell sind jene Konzepte oder Projekte gemeint, die über die vom Land Niederösterreich gesetzlich festgelegten Vorschriften und Empfehlungen zur örtlichen Raumplanung hinausgehen. Der Begriff Vision oder Idee wird in Zusammenhang mit der Definition eines „Leitbilds“ nach SIEVERTS (1998: 40) gesehen:

*„Ein Leitbild hat unter anderem visionären Charakter. Es ist ein zukunftsgestaltendes Planungsmittel und damit eine Idealvorstellung. Erst durch das Vorhandensein von solchen Idealen wird die Realisierung derselben anstrebenswert. Vielleicht ist ein städtebauliches Leitbild im Zeitalter der Schwächung des Kommunalen [...] eine Utopie – aber ohne eine solche Utopie bleibt die Stadtpolitik ohne Grund“.*

## 2 Brunn am Gebirge – dynamische Gemeindeentwicklung

### 2.1 Bevölkerungsentwicklung

Die dynamische und rasante Entwicklung von Brunn am Gebirge kann anhand der Bevölkerungsentwicklung der letzten Jahrzehnte gezeigt werden. Die Wohnbevölkerung ist in den vergangenen zweihundert Jahren um ca. 300% angestiegen. Die Ursachen lagen einerseits in der Aufwertung der Gemeinde zu einem Industriestandort in der Mitte des 19. Jahrhunderts sowie in den sozioökonomischen Veränderungen im Zuge der Suburbanisierung ab den 1960er Jahren. Dabei kam vor allem der Lage an wichtigen Erschließungsachsen erhebliche Bedeutung zu (HAHN, KRATZER, SCHEIFFLINGER & WURTZ 2001). Von 1981 bis 2001 hat sich die Einwohnerzahl der Gemeinde um 18,8% vergrößert. 2001 konnten in Brunn am Gebirge 9.422 Einwohner gezählt werden (STATISTIK AUSTRIA 2003: 70).

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag wurde im Wesentlichen durch die Mitarbeit an dem Studentenprojekt „Projekt 2 – Kommunale Flächenwidmungs- und Entwicklungsplanung“ am Institut für örtliche Raumplanung an der TU Wien sowie am Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“ am Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ermöglicht.

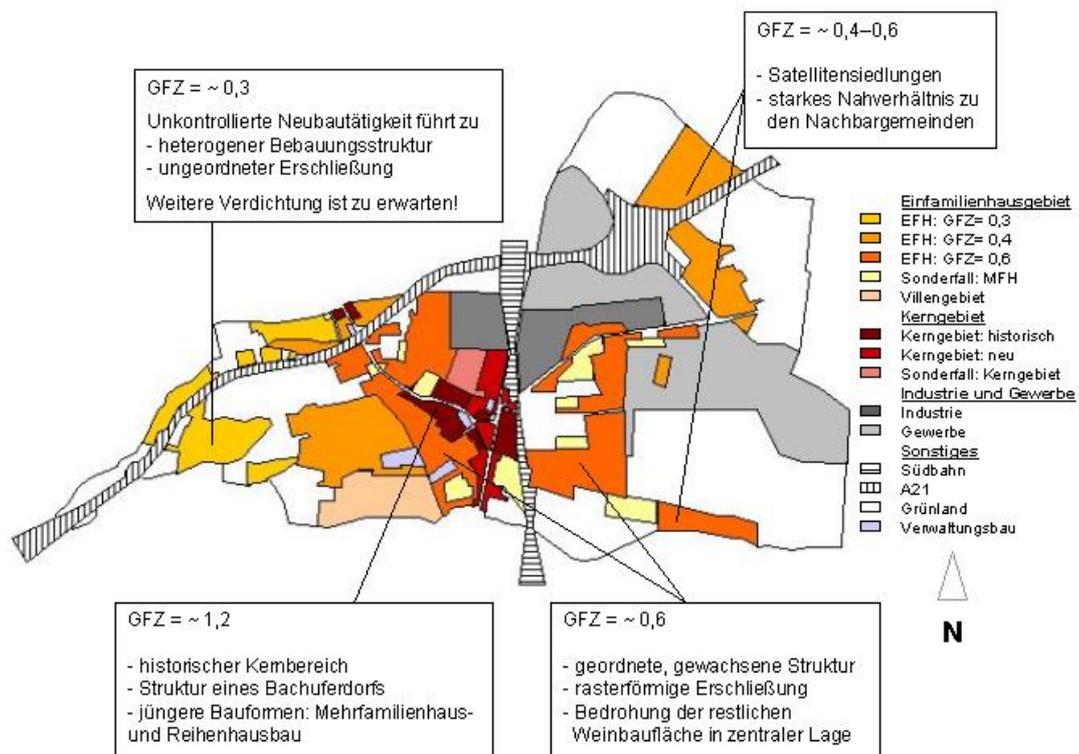
## 2.2 Bauliche Entwicklung

Um die Potentiale und Möglichkeiten von Brunn am Gebirge in Bezug auf die Ortsentwicklung analysieren zu können, werden zunächst die bauliche Entwicklung und den Charakter des Wohnwesens erörtert (DASCHÜTZ, IRSCHIK, MOLITOR, SIMEONOVA & VLADIMIROVA 2001).

### 2.2.1 Kerngebiet

Das Kerngebiet unterscheidet sich von den Wohngebieten durch eine durchwegs höhere Bebauungsdichte (GFZ = ~1,2). Es beinhaltet zum größten Teil die historische Bebauung, die sich aus dem ehemaligen Bachuferdorf (gelegen am Krotenbach) ab dem 11. Jahrhundert entwickelt hat. Die Bauformen entsprechen der ehemals dominanten landwirtschaftlichen Nutzung. Ein Teilbereich des historischen Kerngebietes ist an der Grenze zu Perchtoldsdorf zu finden. Dies zeigt die geringe Bedeutung von Gemeindegrenzen für die bauliche Entwicklung. Jüngere Teile des Kerngebietes zeichnen sich durch Mehrfamilien- und Reihenhausbebauung aus.

Abbildung 1: Brunn am Gebirge: Bereiche der Bebauung



Quelle: modifiziert übernommen aus: DASCHÜTZ, IRSCHIK, MOLITOR, SIMEONOVA & VLADIMIROVA 2001.

## 2.2.2 Wohnbebauung

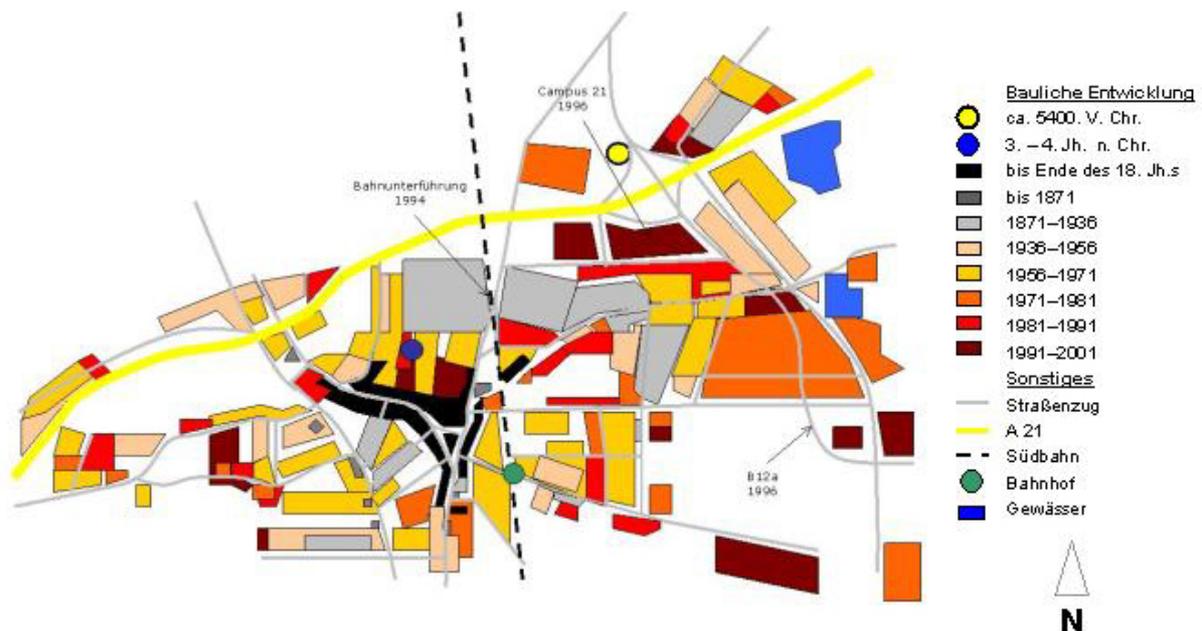
Die typische Wohnbebauung in Brunn am Gebirge ist die Ein- und Zweifamilienhausbebauung. Diese weist eine vom Zentrum abnehmende Dichte (GFZ 0,6–0,3) auf, was sich unter anderem in den Bebauungsstrukturen widerspiegelt. Der Unterschied ist vor allem an den im Westen der Gemeinde liegenden Gebieten ersichtlich: Die heterogene Bebauungsstruktur mit ungeordneter Erschließung ist auf eine unkontrollierte Neubautätigkeit in den letzten Jahren zurückzuführen. Trotz Siedlungsgrenzen ist weitere Bautätigkeit aufgrund von Lückenschließung und Verdichtung zu erwarten. In den Wohngebieten von Brunn am Gebirge ist die Mehrfamilien- und Reihenhausbauung als Sonderfall zu bezeichnen, die in Form von Gemeindebauten aus den 1960er Jahren in der Nähe des Zentrums zu finden ist oder in den vergangenen 30 Jahren vorwiegend östlich der Bahn errichtet wurde. Letztere wird von der Gemeinde nach eigenen Angaben als problematisch eingeschätzt.

In der Gemeinde Brunn am Gebirge entwickelten sich aufgrund der starken Barrierewirkung der Südbahn und der Autobahn Satellitensiedlungen (Heidesiedlung, Krotenbachsiedlung), die größtenteils direkt an das Siedlungsgefüge benachbarter Gemeinden anschließen. Erste Teile der Heidesiedlung wurden bereits in den 1930er Jahren errichtet. Die Fertigstellung der Krotenbachsiedlung erfolgte erst in den letzten Jahren: Für die Errichtung wurden von Seiten der Gemeinde sehr strenge Auflagen festgesetzt, die von den unterschiedlichen Bauträgern eingehalten werden mussten (MAYER & DASTEL 2004). Die Siedlung soll dem Erscheinungsbild einer gewachsenen Struktur entsprechen, ist jedoch in einem Stück geplant worden.

## 2.2.3 Industrie und Gewerbe

Industrie und Gewerbe sind in Brunn am Gebirge traditionell östlich der Südbahn zu finden. Während sich das Gewerbe auch aufgrund der Nähe zur SCS in den vergangenen Jahren ausbreiten konnte, gibt es in Brunn am Gebirge außer der Heeresbekleidungsanstalt und der Verzinkerei kaum mehr Industrie. Als Sonderfall des Gewerbes gilt der Campus 21, der bis 2008 4.000 Arbeitsplätze beherbergen soll und für den ein eigener Autobahnanschluss gebaut worden ist. Im letzten Jahrzehnt kam es zu einem besonders starken Anstieg des Baulands auf Kosten des Grünlands, was auf die Zunahme des Gewerbegebietes zurückzuführen ist (HAHN, KRATZER, SCHEIFFLINGER & WURTZ 2001: 11). Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass der Campus 21 mit dem Schlagwort „Erfolg braucht Freiraum“ wirbt und dies tatsächlich auf das Arbeiten im Grünen bezieht (LEITNER, MELZER, SCHANZ & ZELLER 2001: 5).

Abbildung 2: Brunn am Gebirge: Historische Entwicklung



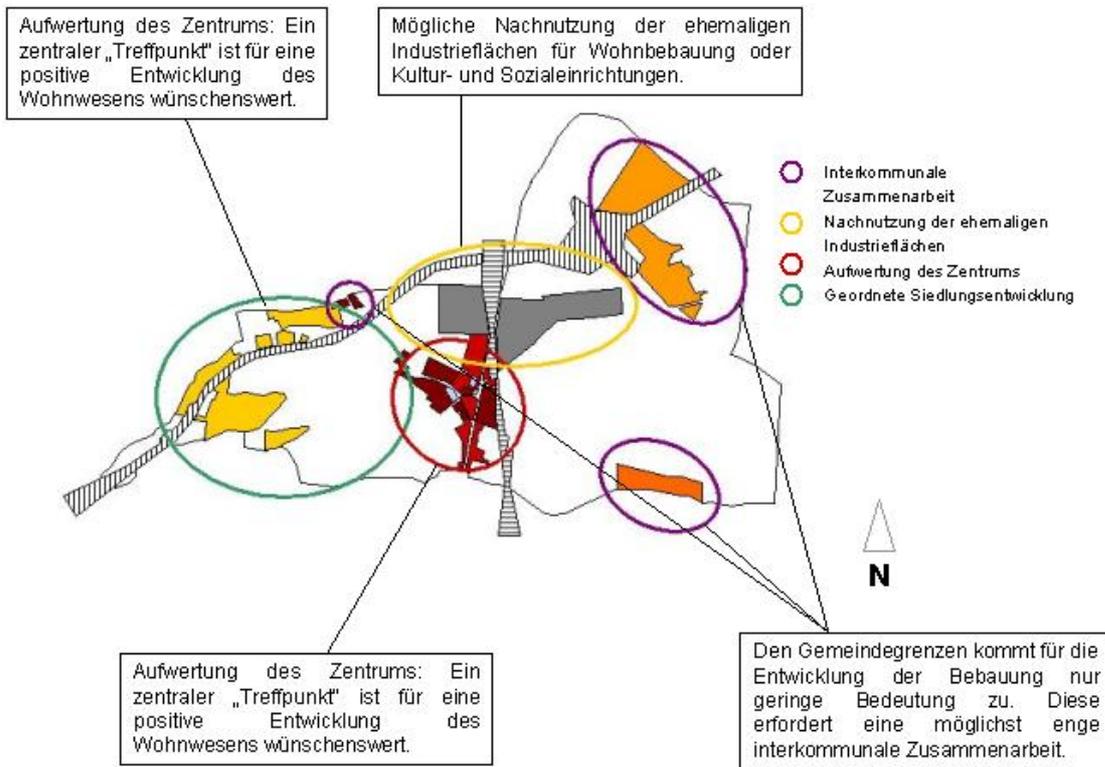
Quelle: modifiziert übernommen aus: HAHN, KRATZER, SCHEIFFLINGER & WURTZ 2001.

### 3 Entwicklungspotentiale

Aus der Analyse des Wohnwesens in Brunn am Gebirge können Entwicklungspotentiale abgeleitet werden, die einen Hinweis auf innovative Ideen und Konzepte im Ort bieten. Das historische Zentrum birgt beispielsweise ein Potential für die Identitätsfindung der Gemeinde in sich. Momentan ist es durch die Abwanderung kleinerer Gewerbebetriebe, die der Konkurrenz größerer Betriebe mit einem Naheverhältnis zur SCS nicht standhalten können, in Gefahr. Außerdem fehlt ein Ort, der als Treffpunkt und zur Belebung des Gemeinwesens dienen könnte. Ein zentraler Bereich ist jedoch für die positive Entwicklung des Wohnwesens einer Gemeinde wünschenswert.

Problematisch erscheint des Weiteren der Siedlungsdruck, der auf den verbleibenden Baulandreserven lastet. Vor allem im Westen von Brunn am Gebirge führt die ungeordnete Entwicklung zur Zersiedelung und damit zu hohen Erschließungskosten. Auch das uneinheitliche Siedlungsbild kann als problematisch eingeschätzt werden. Innovative Steuerungsinstrumente können diese Entwicklung bremsen und den sparsamen Umgang mit Flächen in der Gemeinde garantieren. Ein unvermutetes Potential bieten ehemalige Industriegebiete. Schon seit längerem werden in anderen Gemeinden sogenannte „Konversionsflächen“ für Wohnnutzung oder Kultur- und Sozialeinrichtungen adaptiert. Ein weiteres Potential findet sich in der interkommunalen Zusammenarbeit. Dies erscheint auch deshalb sinnvoll, da durch die Barrierewirkung der Verkehrslinien mehrere Wohngebiete vom Ortskern in Brunn am Gebirge abgeschnitten und an die Nachbargemeinden angebunden sind.

Abbildung 3: Brunn am Gebirge: Entwicklungspotentiale für das Wohnwesen



Quelle: modifiziert übernommen aus: DASCHÜTZ, IRSCHIK, MOLITOR, SIMEONOVA & VLADIMIROVA 2001.

## 4 Steuerungsinstrumente und Konzepte

Zur Ausschöpfung dieser Potentiale wären innovative Steuerungsinstrumente von Seiten der Gemeinde sowie brauchbare städtebauliche Konzepte vonnöten. In der Folge werden zum einen die Reaktionen der Gemeinde auf diese Aufgabenstellung erläutert und zum anderen die daraus resultierenden Ideen mit der Realität verglichen. Dies geschieht auf der Grundlage der Bürgermeisterbefragung, die im Rahmen des Projekts „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Wiener Umland“ durchgeführt wurde (MAYER & DASTEL 2004).

### 4.1 Steuerungsinstrumente

Brunn am Gebirge besitzt als Steuerungsinstrument der Siedlungsentwicklung einen Flächenwidmungs- und Bebauungsplan, jedoch kein Entwicklungskonzept. Trotz des Siedlungsdrucks ist es erklärter Wunsch der Gemeinde, den Charakter der traditionellen Ein- und Zweifamilienhausbebauung zu erhalten. Großvolumiger Geschosswohnbau wird

abgelehnt. In Zusammenarbeit mit dem Planungsbüro Dipl.-Ing. HARY (2003: 2 ff.) wurde dafür eine Berechnungsformel entwickelt – ein innovatives Steuerungsinstrument, das dem uneinheitlichen Siedlungsbild entgegenwirken soll. Die bisherige Festlegung der Bebauungsdichte ist im Zusammenhang mit der Grundstücksgröße zu sehen: Bei einer Grundstückszusammenlegung kommt es daher automatisch zu einer höheren Dichte und zu großvolumigen Gebäudeformen. Nun wird die Bebauungsdichte nicht mehr in Prozent angegeben. Der Anstieg der Dichte erfolgt nicht als Gerade, sondern als Parabel, d.h., die größtmögliche Ausnutzung nimmt bei kleineren Grundstücken stärker zu als bei größeren:

$$y = \sqrt{b^2 - \left( b^2 \frac{(x-a)^2}{a^2} \right)}$$

y = bebaubare Fläche in m<sup>2</sup>

a = 4.000

b = 300

x = Fläche des Bauplatzes in m<sup>2</sup>

## 4.2 Konzepte

Neben der Überarbeitung des Flächenwidmungs- und Bebauungsplans hat sich die Gemeinde im Jahr 2000 an der TU Wien um die Teilnahme am „Projekt 2 – Kommunale Entwicklungsplanung“ der Studienrichtung Raumplanung und Raumordnung beworben. Die Gemeinde Brunn am Gebirge äußerte dabei ausdrücklich den Wunsch nach innovativen Konzepten und Ideen.<sup>2</sup> Die Ergebnisse zeigen, dass sich die Studenten dabei intensiv mit der Identität der Gemeinde und der Stärkung der bereits vorhandenen Potentiale auseinandergesetzt haben.

In der Folge sollen exemplarisch zwei Konzepte inklusive der städtebaulichen Details vorgestellt werden.

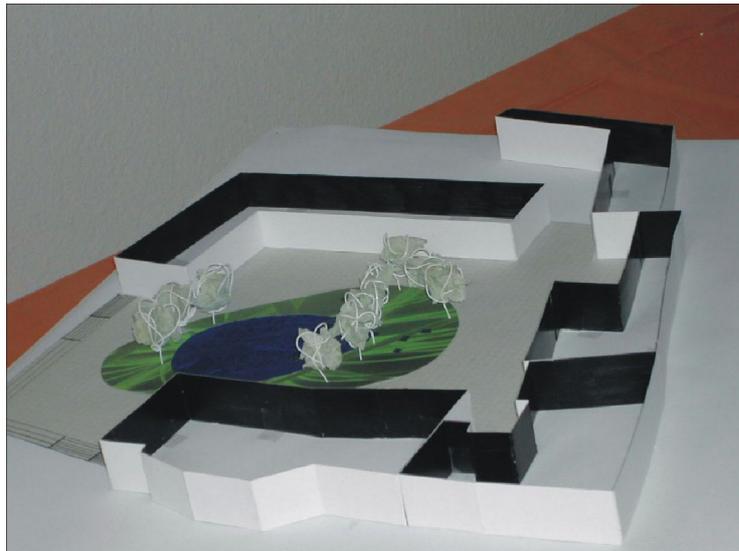
### 4.2.1 Brunn zu allen Zeiten

Das Leitbild „Brunn zu allen Zeiten“ wurde von der Gruppe HRDLICZKA, PRESETSCHNIK, RIGELE & SEMLITSCH (2002) im Wesentlichen aus zwei Aspekten der Gemeinde entwickelt. Einerseits hat es die geschichtlichen Elemente von Brunn am Gebirge zum Thema, die zum Teil als nicht sichtbar oder erlebbar wahrgenommen wurden. Andererseits erfolgte eine intensive Auseinandersetzung mit den divergierenden zeitlichen Rhythmen des Ortes, die in Brunn am Gebirge besonders stark ausgeprägt sind. Diesen Überlegungen zufolge wurde das Leitprojekt „Zeitbewusstes Zentrum“ entwickelt, das die Wohnqualität erhöhen und die Menschen zueinander führen soll. Die Gruppe schlägt daher ein Zentrum direkt beim Gemeindeamt vor, in dem sich Menschen unterschiedlicher Lebensphasen zu

<sup>2</sup> Es ist hierbei auf eine Äußerung des Bürgermeisters Ernst Nakadal im Rahmen der Kick-Off-Veranstaltung zum Projekt 2 „Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung“ in Brunn am Gebirge im März 2001 zu verweisen.

allen Zeiten aufhalten können und wollen. Es findet eine Kombination unterschiedlicher Nutzungen statt. Folgende Funktionen könnten alle „Zeiten“ (Tageszeiten, Alter, Jahreszeiten etc.) abdecken: Café, Geschäftslokale, Grünbereiche, Jobvermittlung, Koordinationsstelle der Wirtschaftsförderung, Call-Center.

Abbildung 4: „Zeitbewusstes Zentrum“



Quelle: HRDLICZKA, PRESETSCHNIK, RIGELE & SEMLITSCH 2002.

#### 4.2.2 Brunn & Campus – gemeinsam stark

Im Rahmen des Leitbildes „Brunn & Campus – gemeinsam stark“ soll versucht werden, die räumlich und auch gedanklich voneinander abgekoppelten Entwicklungen zwischen Gewerbe und Wohnen in eine Richtung zu lenken. Dies gelingt der Gruppe AMON, KLINGER, NUSSBAUMER & ZODTL (2002) mittels geeigneter Nachnutzung der ehemaligen Industrieflächen. Diese sollen einen Übergang zwischen dem Zentrum, den Wohngebieten und dem Gewerbepark Campus 21 darstellen.

Es wird daher vorgeschlagen, auf dem Areal der ehemaligen Glasfabrik ein Kulturzentrum mit überregionaler Bedeutung zu errichten. Neben diversen Veranstaltungs- und Ausstellungsbereichen soll außerdem Platz für gemeinde- bzw. campusspezifische Einrichtungen geboten werden, wie zum Beispiel Einrichtungen für die Gemeindejugend oder Gastronomie für die Mitarbeiter des Campus 21. Die Barriere der Südbahn kann durch Brücken in Richtung Heeresbekleidungsanstalt überquert werden, wobei dafür ebenfalls eine Nachnutzung geplant ist: Die Gebäude sollen für Wohnbebauung adaptiert werden. Besonderes Augenmerk wird dabei auf die denkmalgeschützte Bausubstanz gelegt.

## 5 Vergleich mit der Situation heute – Ausblick

Die neue Berechnungsvariante der Bebaubarkeit eines Grundstückes wurde bei der Neudarstellung des Bebauungs- und Flächenwidmungsplans 2003 angewandt (HARY 2003). Daher kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht gesagt werden, ob diese Formel ein wirksames Steuerungsinstrument zur Beeinflussung des Siedlungsbildes von Brunn Gebirge darstellt. Interessant wäre eine Analyse der Situation in etwa 5 bis 10 Jahren.

Die Errichtung eines Kulturzentrums auf dem Areal der ehemaligen Glasfabrik wurde vor allem vom Jugendgemeinderat positiv aufgenommen, der schon vor Jahren ein sog. „Doc-LX“-Studentenfest in den ungenutzten Hallen veranstalten wollte. Dies war aber aufgrund der feuerpolizeilichen Bestimmungen nicht möglich.<sup>3</sup> Eine Nutzung des Areals der Glasfabrik für Wohnbebauung oder Kultureinrichtungen wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft nicht möglich sein. Die Vermutung liegt nahe, dass die Fläche für die Erweiterung des Campus 21 dienen wird.<sup>4</sup>

Auf dem Areal der Heeresbekleidungsanstalt soll ein Sicherheitszentrum entstehen. Wohnbebauung kann sich die Gemeinde zwar prinzipiell vorstellen, dies hängt jedoch vom Grundstücksbesitzer – dem Bund – ab. Wohnbebauung für derzeitige Mitarbeiter der Heeresbekleidungsanstalt gibt es schon.<sup>5</sup> Weitere Wohnbebauung in Gebieten ehemaliger Industrie ist in der Wienerstraße auf dem Areal der ehemaligen Linoleumfabrik zu finden, es mangelt jedoch an einer übergeordneten Struktur (MAYER & DASTEL 2004). Des Weiteren wurde ein Komitee zur Neugestaltung eines zentralen Platzes hinter dem Gemeindeamt gegründet, konkrete Pläne gibt es jedoch keine (EBENDA).

Die Analyse zeigt deutlich, dass der Wunsch der Gemeinde nach innovativen Konzepten und ihrer Verwirklichung besteht. Veränderungen vollziehen sich jedoch nur sehr langsam und werden oft von Investorentätigkeit eingeholt. Die Gemeinde Brunn am Gebirge als verantwortliches Planungsorgan nimmt dabei eine zum Teil unklare Position ein; eine deutliche Entwicklungslinie ist nicht zu erkennen.

---

<sup>3</sup> Es ist hierbei auf ein entsprechendes Statement von Frau Skala im Rahmen einer Präsentationsveranstaltung zum Projekt 2 „Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung“ in Brunn am Gebirge im Juni 2001 zu verweisen.

<sup>4</sup> Die Basis bilden unterschiedliche Äußerungen von Vertretern des Gemeinderates im Rahmen einer Präsentationsveranstaltung zum Projekt 2 „Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung“ in Brunn am Gebirge im März 2002.

<sup>5</sup> Vgl. ein telefonisches Gespräch mit Herrn Zwölfer am 23. Oktober 2003.

## Literatur

AMON, B., KLINGER, T., NUSSBAUMER, C. & E. ZODTL, 2002. Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung. Brunn & Campus – gemeinsam stark. *Endbericht zum Projekt 2*, Technische Universität Wien.

DASCHÜTZ, P., IRSCHIK, E., MOLITOR, M., SIMEONOVA, D. & R. VLADIMIROVA, 2001. Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung. Strukturanalyse der Bebauung. *Bestandsbericht zum Projekt 2*, Technische Universität Wien.

HAHN, A., KRATZER, R., SCHEIFFLINGER, M. & D. WURTZ, 2001. Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung. Historische Entwicklung Brunn am Gebirges. *Bestandsbericht zum Projekt 2*, Technische Universität Wien.

HARY, N., 2003. *Neudarstellung des Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes. Verordnung*. Brunn am Gebirge.

HRDLICZKA, R., PRESETSCHNIK, R., RIGELE, N. & E. SEMLITSCH, 2002. Kommunale Entwicklungs- und Flächenwidmungsplanung. Brunn zu allen Zeiten. *Endbericht zum Projekt 2*, Technische Universität Wien.

LEITNER, T., MELZER, S., SCHANZ, T. & G. ZELLER, 2001. Kommunale Wirtschaftspolitik. Gewerbeparks. *Bestandsbericht zum Projekt 2*, Technische Universität Wien.

MAYER, V. & B. DASTEL, 2004. Wohnbauentwicklung und Wohnbauqualität im Umland von Wien. Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung (=Schriftenreihe Wohnwesen Umland Wien 1). Wien.

SIEVERTS, T., 1998. *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig.

STATISTIK AUSTRIA (Hg.), 2003. *Volkszählung. Hauptergebnisse I – Niederösterreich*. Wien.



# Die Diskussionskultur bei Bauvorhaben im Wiener Umland

*Kurt Raunjak (Wien)*

## 1 Einleitung

Es ist nicht abschätzbar, wie weit der Landschaftsverbrauch durch neue Baugebiete, Gewerbeflächen und Straßen noch gehen wird, denn auch Jahrzehnte der intensiven Bautätigkeit lassen keinen Rückgang der Flächenversiegelung erkennen. Dabei geht Landschaft genau dort verloren, wo sie von den Menschen als Erholungsort, Spielplatz und Erlebniswelt am meisten gebraucht wird: Grüngürtel mit artenreichen Kulturlandschaftsanteilen, landwirtschaftliche Flächen und Gartenflächen sind in der Peripherie vieler Städte und Gemeinden weitgehend verschwunden (NATURSCHUTZBUND DEUTSCHLAND 2002: 3). Steigende Flächenansprüche für Siedlungs- und Verkehrszwecke, eine funktionale Entmischung bisher noch kompakter Stadtstrukturen und der Anstieg des motorisierten Individualverkehrs sind wesentliche Ursachen für das anhaltende Siedlungsflächenwachstum und die Zersiedelungstendenzen. Die Folgen sind der Verlust und die Beeinträchtigung von naturnahen Flächen durch Bebauung, Versiegelung und Zerschneidung sowie verkehrsbedingte Schadstoff- und Lärmbelastungen. In diesem Zusammenhang treten auch immer mehr Konfliktpotentiale und Problemfelder im Hinblick auf die Wohnqualität auf, die in öffentlichen Diskussionen sichtbar werden. Bevölkerungsgruppen sowie politische Akteure und Interessensvertretungen setzen sich aktiv mit den Fragen der Wohn- und Lebensqualität im Stadtumland auseinander, und als Protest gegen neue Bauvorhaben schließen sich immer mehr planungsbetroffene Personen zu Bürgerinitiativen zusammen.

Tabelle 1: **Bereitschaft zu unkonventioneller politischer Beteiligung in Österreich**

in Prozent sind bereit zu tun	Österreich gesamt	Männer	Frauen	20–39 Jahre	40–59 Jahre
Unterschriften für eine Bürgerinitiative sammeln	39	34	43	46	40
in einer Bürgerinitiative mitarbeiten	26	27	26	27	30
an einer Demonstration teilnehmen	20	20	19	28	14
den Verkehr aufhalten	8	10	6	11	7

Quelle: ULRAM 2000, adaptiert von RAUNJAK 2002.

Auf der anderen Seite stehen die Bauträger und Projektbetreiber, die sich in ihrer Projektumsetzung durch die immer zahlreicheren Kontroversen und das mit den neuen Regelungen wachsende Risiko endloser, von Betroffenen eingeleiteter Behördenverfahren gestört fühlen. Die von einem Projekt Betroffenen (Anrainer, Nachbarn, umweltbewusste Bürger usw.) sehen in jeder Veränderung ihres Wohnumfeldes klar erkennbare wie auch nicht vorhersehbare Gefahren für ihre Lebensqualität – sie fühlen sich bedroht (HIERZEGGER 2000).

## 2 Akteure

In das Geschehen rund um die Realisierung von Projekten ist eine Vielzahl von Personen, gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen verstrickt. Dies erfordert neue Kommunikationsmechanismen und -techniken (siehe dazu RAUNJAK 2002).

### 2.1 Verwaltung

In der Verfahrensbeurteilung muss in der Verwaltung die notwendige Kompetenz zur Verfügung stehen, den Prozess zu steuern, zu beurteilen und mögliche Alternativszenarien aufzuzeigen. Dies setzt fachliche Qualifikation voraus, aber auch die personelle Stärke, um in kurzer Zeit Stellungnahmen abzugeben, Planungen detailliert auf Fehlentwicklungen zu untersuchen und Alternativszenarien zumindest in einer diskutierbaren Tiefe aufzubauen. Dies alles in einem Zeitrahmen, der in der Regel durch den Investor diktiert wird, da die Verwaltung im Allgemeinen noch mit dem Image zu kämpfen hat, öffentliche Verwaltung arbeite zu unstrukturiert und deshalb zu langsam und nicht wirtschaftlich.

### 2.2 Planer und Planerinnen

Die Rolle der Planer im Rahmen von politischen Prozessen war von jeher nicht spannungsfrei. Die Planer haben eine Reihe von Funktionen zu erfüllen, die zum Teil widersprüchliche Verhaltensanforderungen an sie stellen. Sie sind gleichzeitig

- sachorientierte Prozessoptimierer und Kompensatoren unterschiedlicher Akteursmacht,
- inhaltsneutrale Vermittler („ehrliche Makler“) und Vertreter von Fachbelangen,
- Aufmerksamkeitserzeuger und aktive Zuhörer,
- Politikberater und solche, die sich von der Politik beraten lassen müssen.

Soweit möglich, müssen Planer als oberste Regel Prozesse so unparteiisch wie möglich gestalten und sich um Chancengleichheit im Verfahren bemühen.

### **2.3 Investoren und Bauträger**

Investoren und Bauträger streben einen möglichst zügigen, ihren kommerziellen Interessen nicht hinderlichen Planungsprozess auf der Grundlage klarer Planungsbedingungen an. Investoren haben in der Regel gegenüber den anderen Beteiligten ein klar definiertes Ziel, welches sie stark fokussiert auf die zu beplanende Fläche mit dem notwendigen Input an Planungsinstrumentarien und der ihnen notwendig erscheinenden „Begleitpflege“ politischer Gremien durchzusetzen versuchen.

### **2.4 Interessensvertretungen**

Interessensvertretungen und diverse Institutionen können im Allgemeinen als verhaltensregulierende und Erwartungssicherheit erzeugende soziale Regelsysteme definiert werden, die den aktuellen und möglichen zukünftigen Projekten eine breite Tür zum inhaltlichen Austausch und zur Kooperation öffnen. Besondere Aufmerksamkeit wird den institutionellen Formen geschenkt, die die Nutzung von natürlichen Ressourcen und die Bereitstellung von Umweltdienstleistungen betreffen. Entsprechende Institutionsgeflechte finden sich auf unterschiedlichsten Ebenen. Sie reflektieren sich im internationalen Umweltregime, in nationalen Diskursen und Aktionsprogrammen, aber auch in lokalen Zusammenhängen.

### **2.5 Bürger und Bürgerinnen**

Die Bürger repräsentieren in der Regel den Aspekt der sozialen Kompetenz und liefern die detaillierten Kenntnisse der vorhandenen Struktur. Sie stellen das schwächste Glied dar, da sie sich in der Regel zu jedem Planungsprozess neu formieren müssen und nicht über ein spezifisches fachliches Basiswissen verfügen.

Zu den spezifischen Gruppen gehören u.a.:

- Die einheimische Wohnbevölkerung, die über das lokale Wissen verfügt.
- Die Neuzugezogenen und Zweitwohnsitzer, die neue Bedürfnisse und innovative Ideen mitbringen.
- Diverse Vereine, die ein großes Mitarbeitspotential aufweisen und über wichtige Verbindungen verfügen.
- Die Gemeinderäte können die Akzeptanz des Mitgestaltungsprozesses erhöhen und dadurch die Durchführung beim Planungsprozess erleichtern.
- Kinder und Jugendliche, die möglicherweise am längsten neben einem realisierten Projekt wohnen. Sie verfügen über viel Phantasie und lernen durch frühe Mitverantwortung Kommunikation.
- Die Frauen stellen, wie alle anderen Bevölkerungsgruppen auch, spezielle Ansprüche an ihr Lebensumfeld, die im Rahmen von Planungsmaßnahmen zu berücksichtigen sind.

- Auch ältere Menschen artikulieren spezielle Ansprüche an ihr Wohnumfeld.
- Landwirte bewirtschaften einen großen Teil der Flächen und tragen dementsprechend beträchtliche Verantwortung für eine umweltfreundliche Flächennutzung.
- Die Umweltgruppen bringen viel Engagement mit und verfügen über ökologisches Wissen.

### 3 Beteiligungsformen

Wie bei größeren Planungsvorhaben üblich, gibt es bei einem Projekt nicht nur Befürworter und Gewinner, sondern auch Betroffene, Verlierer und Gegner. Bei Letzteren handelt es sich um Menschen, die befürchten, dass die Durchführung des Bauvorhabens eine wesentliche Verschlechterung ihrer Lebensqualität bewirken wird und die logischerweise versuchen, den Bau zu stoppen.

Im Wiener Umland hat sich eine ausgeprägte Bereitschaft entwickelt, über ein Netz selbst organisierter Gruppen, Bürgerproteste zu kommunizieren. Dabei werden die verschiedensten Maßnahmen und Instrumentarien eingesetzt. Das Spektrum der Beteiligungsformen ist breit gestreut und reicht von Mediationsverfahren (z.B. Ausbau des Flughafens Wien-Schwechat) über die Beteiligung von Bürgerinitiativen an Umweltverträglichkeitsprüfungen (z.B. beim Bau der S 1) bis zu Bürgerversammlungen und teilweise auch Workshops mit den Bürgern. Bei Wohnbauprojekten kann durch die intensive Beratung der Bevölkerung, durch die Information der Nachbarn über die rechtlichen Möglichkeiten und – im Konfliktfall – durch die aktive Kompromissuche und Vermittlung zwischen den Standpunkten bei den Bürgern eine höhere Akzeptanz erreicht werden. Damit kann eine Reduktion der Einsprüche im Bauverfahren erreicht werden.

Bei umweltrelevanten Genehmigungen von Vorhaben ist die Bürgerbeteiligung derzeit in der Österreichischen Rechtsordnung im Wesentlichen nur im Bereich der Umweltverträglichkeitsprüfung gegeben (HECHT 2001: 53). Das betreffende Gesetz schreibt vor, dass vor der Verwirklichung eines Projekts die möglichen Auswirkungen auf Menschen und Umwelt umfassend untersucht, dargestellt und bewertet werden müssen. Innerhalb der Umweltverträglichkeitsprüfung werden auch Maßnahmen untersucht, die schädliche Auswirkungen auf die Umwelt verhindern oder verringern können. Vor- und Nachteile geprüfter Alternativen eines Vorhabens einschließlich des Unterbleibens des Vorhabens sind darzulegen.

Die Umweltverträglichkeitsprüfung verfolgt folgende Ziele:

- Umweltschäden nach dem Vorsorgeprinzip von vornherein zu vermeiden,
- Umweltauswirkungen ganzheitlich und umfassend, nicht nur sektoral und ausschnittsweise zu betrachten,
- eine bessere Vorbereitung der Projekte und der Genehmigungsverfahren zu erreichen,

- Umweltbelange mit dem gleichen Stellenwert wie andere Belange in die Abwägung und Entscheidung einzubringen,
- Genehmigungsverfahren von Vorhaben unter Beteiligung der Öffentlichkeit transparenter und nachvollziehbarer zu gestalten.

Bei der Einbindung der Bevölkerung in Bürgerbeteiligungsverfahren zeigen sich eine ausgeprägte soziale Selektion und eine Dominanz starker Interessensgruppen. An den Bürgerinitiativen beteiligen sich vornehmlich organisierte Interessen. Dabei dominieren Hochschulabsolventen, Angehörige höherer beruflicher Positionen und Männer in mittleren Jahrgängen. Schwach vertreten sind hingegen ausländische Mitbürger, Jugendliche, teilweise Frauen, ältere Arbeitnehmer, Behinderte sowie untere Einkommensschichten.

## 4 Themen und Inhalte der Bürgerbeteiligungen

Hinsichtlich der Themen und Inhalte von Bürgerbeteiligungen ist festzustellen, dass eine Vielzahl von Themen zu Konflikten führen und regional zu Attraktivitätsverlusten des angrenzenden Wohnstandortes beitragen.

### 4.1 Bauvorhaben

Zu den wichtigsten Konfliktfeldern in den Gemeinden zählen die Bauvorhaben sowohl in der Planungs- als auch in der Bauphase. Anzuführen sind in diesem Zusammenhang sowohl Belästigungen der Anrainer durch die Baustelle (Lärm, Staub und Verkehr) als auch die Verhinderung der freien Sicht vom Grundstück auf die Umgebung und der daraus resultierende vermutete Wertverlust der eigenen Liegenschaft. Das Ausmaß der Kontroversen bei Wohnbauvorhaben hängt von den Dimensionen des Projektes ab. Vereinzelt treten unmittelbare Nachbarn gegen Wohnbauprojekte auf und versuchen mit Anwälten diese Projekte zu verzögern. Bei größeren Bauvorhaben kann es zu Unterschriftenlisten und Initiativanträgen bis hin zu einer Überprüfung durch die Volksanwaltschaft kommen. Bei Wohnbauvorhaben wird aber von Seiten der Bauträger immer öfter bereits vor der eigentlichen Bauverhandlung mit den Anrainern Kontakt aufgenommen. Diese werden bezüglich eventueller Probleme oder negativer Stellungnahmen befragt und etwaige Einwände schon bis zur Bauverhandlung berücksichtigt. Es wird grundsätzlich versucht, Konflikte partnerschaftlich-kooperativ zu lösen.

### 4.2 Verkehr

Verkehrsinfrastrukturausbauten bewirken in der Regel sowohl Verkehrs- als auch Umweltbelastungen und können als räumliche Barriere wirken. Negative Effekte durch neue hochrangige Verkehrsachsen, deren Bau auf höherer Ebene entschieden wird, können auf lokaler Ebene nur bedingt vermieden bzw. gemindert werden. Positive Auswirkungen hochrangiger Verkehrsinfrastruktur auf das lokale standörtliche Nutzungspotential sind nur dann gegeben, wenn diese Infrastruktur auch direkt genutzt werden kann (z.B. durch Autobahnanschlüsse, Intercity-Zugstationen etc.).

### **4.3 Lärmbelastung**

Die Lärmbelastung der Bevölkerung wird vor allem durch den Verkehrssektor hervorgerufen. Neben den Lärmemissionen von Flugzeugen und Schienenverkehrsmitteln ist vor allem der Straßenverkehr anzuführen.

Weitere Problembereiche und Diskussionsfelder in den Wiener Umlandgemeinden sind:

- der öffentliche Personennahverkehr,
- die schlechte Nahversorgung und die Verödung der Ortskerne,
- die Hochwassergefährdung in einzelnen Gemeinden,
- die Altlasten im Boden und die Kontaminierung des Grundwassers,
- die Sender von Mobilfunkbetreibern.

Zahlreiche Bürgerbeschwerden bei der Niederösterreichischen Umweltanwaltschaft betreffen die GSM-Mobilfunkstationen, die wegen gesundheitlicher Bedenken und aus Gründen des Natur- und Landschaftsschutzes kritisiert werden. Die Handlungsspielräume der Gemeinden im Zusammenhang mit Mobilfunkantennen sind begrenzt. Das Baurecht ermöglicht keine Berücksichtigung der Strahlung, weil dafür die Bundesbehörde zuständig ist. Seitens der Gemeinden wird teilweise der Versuch unternommen, den Handymastenbau einzudämmen und die Standorte in größtmöglicher Distanz zu Siedlungsgebieten zu halten. Dabei wird in Gesprächen mit den Handynetzbetreibern auf diese eingewirkt, den Mastenbau auf ein technisch vertretbares Mindestmaß zu reduzieren und Mastanlagen gemeinsam zu nutzen.

### **4.4 Weitere Konfliktpotentiale**

Konfliktpotentiale existieren außerdem in Hinblick auf

- den Rückgang der Landwirtschaft und die damit verbundenen Probleme der Landschaftspflege,
- das Industriesterben, welches einen Mangel an Arbeitsplätzen und hohe (Aus)pendleranteile verursacht,
- die Zunahme der Steinbrüche,
- die Akzeptanzschwierigkeiten von Zugezogenen bei der „alteingesessenen“ Bevölkerung,
- den sich ausbreitenden Einsatz von Windrädern sowie im Zusammenhang mit
- Vandalismus.

## 5 Beispiele der Bürgerbeteiligung

Im Folgenden werden drei Gemeinden und ihr Umgang mit Konfliktfeldern vorgestellt.

### 5.1 Das „Schöffprinzip“ in Schwechat

In der Gemeinde Schwechat existiert ein System von dauerhaft eingerichteten Bürgerbeiräten, die Themenbereiche der Stadt begleiten und kontrollieren (z.B. Sicherheits-, Programm-, und Kulturförderungsbeirat). Für aktuelle Themenbereiche werden Bürgerplanungsgruppen eingerichtet, die – je nach Interessensbekundung – aus Bürgern der Stadt zusammengesetzt sind. Die Einrichtung einer solchen Planungsgruppe wird auf Veranlassung der Stadt und verbindlich auf Wunsch von mindestens 20 Bürgern vorgenommen. Im Partizipationssystem ist auch ein Modell der Konfliktregelung vorgesehen, bei dem zu umstrittenen Fragestellungen „Laiengutachter“ aus der Bevölkerung hinzugezogen werden können (aktuell zum Bau der S 1). Die besondere Verankerung im Alltagshandeln der Stadt wird auch dadurch ausgedrückt, dass ein eigener „Bürgerbeteiligungskontrollausschuss“, der je zur Hälfte mit Gemeindemandataren aller Fraktionen und mit interessierten Bürgern besetzt ist, alle Verfahrensschritte begleitend kontrolliert und jegliche einseitige Einflussnahme (z.B. bei der Auswahl der Personen oder der Verfahren) ausschließt. Weiters ist in den Regelungen verbindlich festgelegt, dass die Stadt ihre Verwaltungsleistungen alle zwei Jahre durch eine Bevölkerungsbefragung – das „Schwechater Stadtpanel“ – evaluiert.

Ein spezieller Fall in Schwechat ist der Flugverkehr im Zusammenhang mit dem Flughafen Wien. Die Konflikte resultieren in erster Linie aufgrund der Lärmbetroffenheit. Die überwiegende Mehrheit der Gemeinden in der Flughafenumgebung befindet sich in einem Zwiespalt zwischen den durch den Flughafenbetrieb verursachten Problemen (z.B. Einschränkung der Entwicklungsmöglichkeiten, Beschwerden der Bürger über die Lärmbelastung) und den positiven wirtschaftlichen Auswirkungen. Der in der Regel fehlende Ausgleich zwischen den Belastungen durch und dem Nutzen aus dem Flughafenbetrieb ist zentrales Thema aller Diskussionen. Beim geplanten Bau einer dritten Piste sollen nun neue Wege im Umgang mit der Öffentlichkeit besritten werden. Seit Beginn des Jahres 2001 sind die vom Betrieb des Flughafens Betroffenen – unter anderem Bürgerinitiativen und Gemeinden im Immissionsbereich, die Länder Wien und Niederösterreich, Vertreter der Kammern sowie der politischen Parteien – in einem Mediationsverfahren in die Diskussion der Ausbaupläne eingebunden. Mediation stellt eine Form der Konfliktregelung dar, bei der die Konfliktparteien versuchen, unter Mithilfe neutraler Dritter, die keine inhaltliche Entscheidungskompetenz besitzen (Mediatoren), ihre Interessensgegensätze durch Verhandlungen zu lösen.

Die primären Forderungen der Bürgerinitiativen rund um den Flughafen Wien sind:

- die Reduktion von Fluglärm und Luftschadstoffen über den Wohngebieten,
- die Optimierung bestehender An- und Abflugrouten,
- die Erarbeitung eines Nachtflugverbotes,
- das Aufzeigen „wirklicher Alternativen“ zum Flughafenausbau anstatt der Erörterung unterschiedlicher Varianten sowie

- Entschädigungen an Betroffene für „unvermeidbare Belastungen“.

Gegenstand des Mediationsverfahrens sind die gegenwärtigen Auswirkungen des Flughafens Wien sowie damit im Zusammenhang stehende Ausbauprojekte und deren Auswirkungen. Unter der Leitung eines Teams von Mediatoren werden unterschiedliche Entwicklungsszenarien beurteilt. Anhand konkreter Indikatoren sollen deren Auswirkungen auf Mensch, Umwelt und Wirtschaft veranschaulicht werden.

Die Ziele des Mediationsverfahrens sind:

- das Erarbeiten von einvernehmlichen Lösungen in einem fairen Verfahren, die zum Ziel haben, die Belastung durch den Flugverkehr für die betroffene Bevölkerung und die Umwelt akzeptabel zu gestalten,
- die Ausarbeitung und Unterzeichnung eines Mediationsvertrages, welcher die gefundenen Lösungen verbindlich festhält, sowie
- die Einrichtung geeigneter Abläufe und Kontrollmittel zur Unterstützung und Absicherung der Umsetzung der vereinbarten Lösungen.

## 5.2 A 5-Nordautobahn

Die Umweltgruppen und Bürgerinitiativen gegen das Projekt A 5-Nordautobahn formierten sich, um die negativen Auswirkungen der geplanten Autobahnen (A 5 und S 1) auf Gesundheit, Umwelt, Lebensqualität und den Wirtschaftsstandort abzuwenden.

Die wesentlichen Befürchtungen und Argumente gegen den Bau der A 5 formulieren sie wie folgt:

- Die zusätzliche Transitbelastung des Weinviertels könnte sich jener der Brennerautobahn annähern.
- Es könnten Handelsmärkte und Einkaufszentren auf der grünen Wiese entstehen, die die innerörtliche Nahversorgung gefährden.
- Das Verhältnis zwischen motorisiertem Individualverkehr und öffentlichem Verkehr wird sich zu Gunsten des Individualverkehrs verschlechtern. Dies könnte weitere Einsparungen im öffentlichen Verkehr zur Folge haben.
- Die Qualitäten der Orte, nämlich der dörfliche Charakter und das Image als Ruhe- und Erholungsraum, könnten darunter leiden.

Im Rahmen der Projekte S 1, A 5 und A 22 wünscht sich daher die „Unabhängige Verkehrsplattform Bezirk Korneuburg“ die Durchführung einer „Strategischen Umweltprüfung (SUP)“<sup>1</sup>, wie sie auch bei der „Strategischen Umweltprüfung Entwicklungsraum Nordosten Wien (SUPer NOW)“ durchgeführt wurde.

---

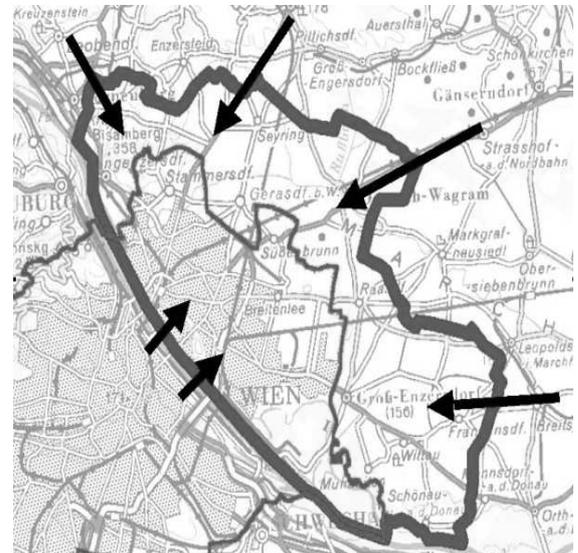
<sup>1</sup> Aufgabe der „Strategischen Umweltprüfung“ ist es, bereits lange vor der Entscheidung über konkrete Einzelprojekte Strategien und Planungen hinsichtlich ihrer Umweltverträglichkeit zu durchleuchten. Unter Festlegung von Entwicklungszielen können verschiedene strategische Handlungsalternativen aufgezeigt und

### 5.3 Strategische Umweltprüfung Entwicklungsraum Nordosten Wien (SUPer NOW)

Ziel der strategischen Umweltprüfung ist es, ein Gesamtbild für die Region zu entwerfen, in dem sowohl Umweltaspekte als auch soziale und wirtschaftliche Entwicklungstendenzen für den Zeithorizont bis 2021 berücksichtigt werden. Dabei ging es etwa um Fragen der Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz, der Notwendigkeit einer Nordostumfahrung sowie der Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung.

Diese und andere offene Fragen zur Stadt- und Verkehrsentwicklung, manche davon auch in der Öffentlichkeit heftig diskutiert, haben die Stadtplanung Wien veranlasst, im Rahmen eines SUP-Prozesses ein Gesamtbild für den Nordosten Wiens zu erarbeiten.

Abbildung 1: Lageplan des Gebiets



Quelle: STADTPANUNG WIEN 2003.

Der betreffende Prozess ging stufenweise vor und folgte dabei einer vorher festgelegten Reihe von fünf verschiedenen Arbeitsschritten. Der erste Schritt bestand in der Analyse der Ausgangssituation. Die extern herangezogenen Experten (Raum-, Landschafts- und Verkehrsplaner) nahmen bereits bestehende Planungen und den Ist-Zustand im Nordosten Wiens unter die Lupe. Diese Analyse diente dann als Basis, um bestehende Ziele für die Raum- und Verkehrsentwicklung im Nordosten Wiens zu diskutieren. Danach wurde ein „Trendszenario“ dargestellt und hinsichtlich seiner Auswirkungen bewertet. Auf Basis dieser Trendanalyse wurden verschiedene alternative „Zielszenarien“ erarbeitet und ebenfalls bewertet. Den Abschluss bildete der sogenannte „Umweltbericht“, in dem eine Gesamtschau für die Entwicklung des Raumes dargestellt wird. In zwei Bürgerforen in Wien und zwei Regionalforen in Niederösterreich wurden die Anregungen der breiten Öffentlichkeit eingeblendet. Das Verfahren wurde mit der abschließenden Sitzung des SUP-Teams am 24.3.2003 beendet. Die wichtigsten Ergebnisse der Zusammenarbeit, insbesondere zu den Schlüsselthemen Verkehrsvermeidung, Forcierung des öffentlichen Verkehrs vor gezieltem Ausbau der Straßeninfrastruktur, kompakte Stadtentwicklung entlang von Hochleistungsverkehrsträgern, Nordostumfahrung und 6. Donauquerung, wurden bei einem abschließenden Bürgerforum am 7.4.2003 der Öffentlichkeit präsentiert.

## Literatur

HECHT, M., 2001. Partizipation und Access to Justice im Umweltbereich – Umsetzung der Aarhus-Konvention in Österreich. In: BUNDESKAMMER FÜR ARBEITER UND ANGESTELLTE (Hg.) Informationen zur Umweltpolitik 145. Wien.

HIERZEGGER, H., 2000. *Bebauungsplanung*. Materialien zur Vorlesung Bebauungsplanung, TU Wien. <http://www.ifoer.tuwien.ac.at/>

NATURSCHUTZBUND DEUTSCHLAND (HG.), 2002. Nachbar Natur. Flächen intelligent nutzen. Strategien für eine nachhaltige Siedlungsentwicklung. Dokumentation der „NABU-Fachtagung“, Erfurt, 8.–9.11. 2001.

RAUNJAK, K., 2002. *Neue Kommunikationstechnologien bei der Bürgerinformation und Bürgerbeteiligung an Planungsprozessen in Österreich, Deutschland und der Schweiz*. Dipl.-Arb., TU Wien.

STADTPLANUNG WIEN (Hg.), 2003. *SUPer NOW. Strategische Umweltprüfung Entwicklungsraum Nordosten Wien*. <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/supernow/ziele.htm>

ULRAM, P. A., 2000. Civil Democracy – Politische Beteiligung und politische Unterstützung. In: PELINKA, A., F. PLASSER & W. MEIXNER (Hg.) *Die Zukunft der österreichischen Demokratie. Trends, Prognosen und Szenarien*. Schriftenreihe des Zentrums für Angewandte Politikforschung 22. Wien: 103–140.

## AUTOREN

**Zuzana Beňušková**, Bratislava: Studium der Ethnologie an der Philosophischen Fakultät der Komensky-Universität, Bratislava, Abschluss als PhD.; 2004 Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Konstantin-Universität Nitra; seit 1983 Mitarbeiterin am Volkskundlichen Institut (seit 1994: Institut für Ethnologie) der Slowakischen Akademie der Wissenschaften; seit 2002 Präsidentin der Ethnologischen Gesellschaft der Slowakei; Forschungsschwerpunkte: ethnische, territoriale und Religionsidentität, Ethnologie der Stadt.

**Axel Borsdorf**, Wien und Innsbruck: Direktor des Instituts für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW; ordentlicher Universitätsprofessor am Institut für Geographie der Universität Innsbruck; Forschung in Lateinamerika und im Alpenraum; Präsident der Österreichischen Geographischen Gesellschaft, Vorstandsmitglied des Österreichischen Lateinamerikainstituts und der Arbeitsgemeinschaft Österreichische Lateinamerikaforschung, Vizepräsident des Österreichischen Nationalkomitees der IGU, Mitglied des Österreichischen MAB-Komitees; Mitherausgeber zahlreicher internationaler Fachzeitschriften; Forschungsschwerpunkte: Lateinamerika, Alpenraum, Kulturgeographie, Stadtgeographie, Regionalentwicklung, Angewandte Geographie, Geographie des Tertiären Sektors, geographische Entwicklungsforschung, Fachmethodik und -methodologie, Geographische Informationssysteme.

**Christoph Gollner**, Wien: Studium der Raumplanung und Raumordnung an der Technischen Universität Wien; Diplomarbeit „Lokale ethnische Ökonomien als Beitrag zur Stadtteilentwicklung“; seit 2000 Mitarbeiter der Stadtforschungszeitschrift „dérive“; seit 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW, INTERREG-IIIa-Projekt „Plattenbausanierung in Wien und Bratislava“; Forschungsschwerpunkte: Stadtsoziologie, Entwicklung benachteiligter städtischer Teilgebiete, Partizipation.

**Elisabeth Irschik**, Wien: Studium der Raumplanung und Raumordnung an der Technischen Universität Wien; Diplomarbeit „Urbane Entwicklung und Bedeutung der Stadtsilhouette am Beispiel Wien Mitte“; 2003/2004 Mitarbeiterin am Projekt „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Wiener Umland“ sowie am Projekt „Plattenbausanierung in Wien und Bratislava“ am Institut für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW, seit 2004 Mitarbeiterin bei der Leitstelle für Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen der Stadt Wien; Forschungsinteressen: Stadt- und Gemeindeentwicklung, Stadtgestaltung und Stadtgeschichte.

**Vera Mayer**, Wien: Studium der Kunstgeschichte und Volkskunde an der Karls-Universität Prag; 1986 bis 1992 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gegenwartsvolkskunde der ÖAW, seit 1993 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW; 1987 Pitrè-Preis für Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Kulturanthropologie, der Europäischen Ethnologie und Volkskunde; Forschungsschwerpunkte: Architektur- und Wohnbauforschung, Wohnkultur, Stadt- und Regionalentwicklung, Transformationsforschung, räumliche Innovationsforschung. Derzeit wissenschaftliche Leiterin der Forschungsprojekte „Plattenbausanierung in Wien und Bratislava“ und „Struktur und Dynamik des Wohnwesens im Umland von Wien“.

**Kurt Raunjak**, Wien: Studium der Raumplanung und Raumordnung an der Technischen Universität Wien; Diplomarbeit „Neue Kommunikationstechnologien bei der Bürgerinformation und Bürgerbeteiligung an Planungsprozessen in Österreich, Deutschland und der Schweiz“; tätig als freier Raumplaner und Journalist in Wien.

**Walter Rohn**, Wien: Studium der Politik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien; seit 1988 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW; Forschungsschwerpunkte: Nord-Süd-Beziehungen im Kommunikationsbereich, Geographie von Kultureinrichtungen, Stadtentwicklung und Innovationsforschung.

**Hermann Steininger**, Perchtoldsdorf: Studium der Volkskunde, Geschichte und Germanistik an der Universität Wien; seit 1984 Lehraufträge am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien; stellvertretender Bibliotheksdirektor i. R., tätig in der Erwachsenenbildung des Bildungs- und Heimatwerks Niederösterreich, Leiter der Arbeitsgemeinschaft Heimatforschung und der Arbeitsgemeinschaft Museen und Sammlungen; Forschungsschwerpunkte: Volks- und Landeskunde von Ostösterreich, Rechtsarchäologie, Keramikforschung, Literaturdokumentation.

**Walter Trübwasser**, Wien: Studium der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien; die Diplomarbeit, eine Brauchmonographie über den Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug, erschien 1999 in einer überarbeiteten Fassung unter dem Titel „'Hiatabuama, riegelt's Eich...' Der Perchtoldsdorfer Weinhütereinzug“.

**Hannes Wimmer**, Wien: Studium der Landschaftsplanung und -pflege an der Universität für Bodenkultur Wien. Diplomarbeit „Stadtentwicklung im Spannungsfeld wirtschaftlicher Effizienz und sozialer Gerechtigkeit. Am Beispiel der Strategiepläne in Mailand und Wien“; seit 2003 Financial und Administrative Director des EU-Forschungsprojektes COMET („Competitive Metropolises“) und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Stadt- und Regionalforschung der ÖAW; Forschungsschwerpunkte: Segregation und soziale Integration, Städtewettbewerb, Immobilien- und Bodenmarktentwicklung, strategische Planung.

#### Schriftenreihe WOHNWESEN UMLAND WIEN

- Band 1: Vera MAYER (unter Mitwirkung v. Beate Dastel), 2004.  
**Wohnbaurückentwicklung und Wohnqualität im Umland von Wien – Ergebnisse einer Bürgermeisterbefragung**
- Band 2: Axel BORSDORF und Vera MAYER (Hg.), 2004.  
**Konvergenz und Divergenz der Kulturen in den Randzonen der Städte**